



tern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonementen und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbirnen von Brigen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Seft 8 u. 9

August/September 1933

XXXVI. Jahrgang.

Missionsgewinne in Südafrika.

Erzbischof Jordan Gijszwijk, O. P., der Apostolische Delegat von Südafrika, wurde am 27. Mai von Sr. Heiligkeit empfangen. Der Prälat äußert sich begeistert über die Fortschritte, welche die Kirche in Südafrika seit Errichtung der Apostolischen Delegatur gemacht hat.

„Katholisch-Südafrika ist stolz auf das, was es in den verflossenen 10 Jahren erreicht hat“, erklärte Se. Erzellenz. „Und den südafrikanischen Katholiken“, fügt er lächelnd bei, „berührt es etwas peinlich, daß die übrige katholische Welt von diesen Fortschritten im südafrikanischen Kontinent so wenig weiß.“

Bei Gründung unserer Delegatur im Jahre 1922 zählten wir nur 13 kirchliche Sprengel. Sie sind jetzt auf 22 angewachsen.

Vor zehn Jahren ging der Klerus nicht viel über die Zahl 300 hinaus. Ich konnte Seiner Heiligkeit berichten, daß diese Zahl heute 551 beträgt und einen stattlichen Stamm Weltpriester sowie Mitglieder aus 14 religiösen Orden und Kongregationen umfaßt. Fünf Söhne des Landes dürfen dem Altare dienen, und ein halbes Hundert afrikanischer Studenten befinden sich in den zwei Regional-Seminarien für den einheimischen Klerus. Dazu kommt ein Seminar für Europäer. Schwestern haben wir 3000. Die einheimischen Genossenschaften haben die Ge-

samtsumme 8 erreicht. Vor zehn Jahren betrug die katholische Bevölkerung 175.000 (amtlich 176.617); heute haben die Europäer um 20.000, die Afrikaner, Asiaten und Farbigen um 120.000 zugenommen. Das sind insgesamt rund 300.000 (amtlich 315.720) Katholiken.

Die Fortschritte auf dem Gebiet der katholischen Aktion und der Erziehung erfüllen uns mit besonderer Genugtuung. Bei unserer Generalsynode vergangenen Februar konnte der versammelte Episkopat besonders die ausgezeichnete Organisation unserer Laienwelt in Transvaal bewundern.

Die Zahl unserer Schulen beläuft sich auf 1300 mit 80.000 Eintragungen.

Umstandes halber waren wir allerdings gezwungen, einen hohen Prozentsatz nicht-katholischer Kinder aufzunehmen und teilweise nicht-katholische Lehrer anzustellen. Kein Zweifel, dieser Zustand ist dem entschiedenen kirchlichen Geist wenig förderlich, und tatsächlich stellten die Bischöfe auf der Februar-Konferenz Abänderungsanträge.

Ebenso hat die Synode einen ständigen, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzten Ausschuß ernannt, dessen Aufgabe es ist, die Erziehungsfragen zu studieren und uns im Verkehr mit den Zivilbehörden zu vertreten.

Ich nehme bestimmt an“, schloß Seine Erzellenz mit holländischem Nachdruck, „Euro-

päer und Amerikaner behalten auch uns Südafrikaner im Auge. Gar zu weit sind wir doch nicht mehr aus der Welt entfernt. Die Luftpost stellt heute die Verbindung zwischen London und Kapstadt in zehn Tagen her. Wir können ohne Mühe überallhin telephonieren. Prächtige Dampfer schaffen eine rasche Verbindung auf dem Wasser. Im 19. Jahrhundert lagen die Dinge anders. Unsere Pioniere, Laien wie Missionäre, hatten auf materiellem und geistigem Gebiete außerordentliche Schwierigkeiten und Gefah-

ren aller Art in den weitentlegenen Gegenden Südafrikas zu überwinden.

Unsere Missionäre von heute haben nur mit den Widerständen zu rechnen, die allüberall auf der Welt den Verkündern des Namens Christi entgegenstehen. Sie kommen von der Armut und der Blindheit derer, an die des Priesters Ruf ergeht.

Südafrika liegt offen da. Es handelt sich nur darum, die apostolischen Arbeiter zu finden, um in dem erschlossenen Lande Christi Reich immer weiter auszubreiten.

(Fides.)

Die Eingeborenen-Mission in Witbank.

Von P. Josef Angerer.

Als im Jahre 1924 die Pfarre Witbank den Priestern unserer Kongregation übertragen wurde, fanden sich unter den Arbeitern auch einige schwarze Katholiken vor, welche nach einem Priester verlangten, der ihre Sprache verstände und sich angelegentlich mit der Eingeborenenmission abgeben könnte. Erst im folgenden Jahre 1925 wurde diesem Wunsche entsprochen und ein Pater angestellt, der inzwischen die Zulusprache erlernt hatte. Da war es nun kein Leichtes, sich in dem Wirrwarr von Stämmen, Sprachen, Menschenklassen, Religionssekten, Landesgesetzen und Volksgebräuchen zurechtzufinden und herauszubringen, an welchem Ende anzufassen sei, um erfolgreich ins feindliche Lager vorzudringen. Denn wir wurden nun einmal als Eindringlinge in die alte Domäne des Protestantismus betrachtet. Das nächstliegende war die Schule. Darauf wies das Vorgehen der Gegner selbst hin, die hauptsächlich mittelst der Schule Anhänger waren.

Es wurde gleich mit einer Abend-schule der Anfang gemacht. Etliche Burschen, die Drang nach etwas Bildung fühlten, kamen schüchtern zum Unterricht. Das war eine günstige Gelegenheit, einen Anschluß an die Religion herzustellen. Als Raum für die Abend-schule diente ein Blechschuppen. Bretter wurden über Kisten gelegt; davor standen die Wißbegierigen. Kurze Kerzenstummel beleuchteten den ärmlichen Raum. Trotz dieser wenig einladenden Einrichtung kamen doch immer mehr Burschen

von der Stadt und Umgebung, die tagsüber schwere Arbeit hatten, und ungeachtet ihrer Müdigkeit und der Sehnsucht nach wohlverdienter Ruhe zuerst Ausbildung ihres Geistes anstrebten. In diesen sehr bescheidenen Verhältnissen ging die Abend-schule zwei Jahre ruhig ihren Gang. Da führte uns die Vorsehung ganz merkwürdigerweise einen Lehrer zu, der in die Sache einen größeren Schwung hineinbrachte. Derselbe war in Portugiesisch-Ostafrika geboren, katholisch getauft, und dann als kleiner Junge nach Transvaal gekommen, wo er sich einer protestantischen Sekte angeschlossen, weil er Christ sein wollte, aber keine katholische Kirche vorfand. Er lernte jedoch später einen katholischen Missionär kennen, besuchte einige Zeit mit den Kleinen unsere Tagesschule und wurde dann gelegentlich in die Kirche wieder aufgenommen. Von da an widmete er sich dem Dienste der Kirche. Er war der rechte Lehrer und Katechist, da er jetzt die wahre Lehre gut verstand und dazu sieben der hier gebrauchten Sprachen meisterte. Die Abend-schule fand nun Zulauf von allen Seiten, selbst von weit her. Alle Stände waren unter den Besuchern vertreten: Prediger von protestantischen Sekten, Polizisten, Arbeiter, Alte und Junge, Anfänger und Fortgeschrittene, insgesamt 30 bis 50 Personen. Der Unterricht dauerte von 6 bis 10 Uhr. Die letzte Stunde blieb der religiösen Belehrung vorbehalten, der die Besucher mit regem Interesse folgten.

Der Blechschuppen war natürlich bald zu



Die Fronleichnamsprozession auf dem Petersplatz in Rom, bei welcher der Papst selbst die Monstranz trägt. (Atlantic.)

klein. Daher wurde die geräumigere Sakristei, in Ermangelung eines passenderen Lokals, für den Zweck benutzt, bis die Minenverwaltung so freundlich war, uns eine geräumige Halle mit elektrischer Beleuchtung zur Verfügung zu stellen. Leider mußte der Lehrer nach einiger Zeit Witbank verlassen, und seitdem hat die Abendschule viel an Bedeutung eingebüßt, da sich kein geeigneter Ersatzmann fand.

Die erste Tagesschule wurde in der Nähe der Kohlemine Witspan eröffnet. Zunächst suchte ich einige Arbeiter für den Katechismusunterricht zu gewinnen. Sie versammelten sich in der Halle, die als gemeinsame Schlafstelle für eine Gruppe der Arbeiter diente. Später nahmen sie Unterricht in einzelnen Hütten. Die Kinder der Arbeiter genossen einen notdürftigen Schulunterricht von einem schwarzen Arbeiter. Um ihnen einen regelrechten Unterricht zu verschaffen und damit ihnen Gelegenheit zu bieten, die

wahre Religion kennenzulernen, errichteten wir dort eine Schule. Dazu wurde ein Zimmer in einem Arbeiter-Miethäuschen eingeräumt, später ein zweites Zimmer und zuletzt alle vier Zimmer des Häuschens. Dunkel und niedrig und äußerst einfach, wie die Räume waren, fühlten sich die schwarzen Kinder doch, oder vielmehr eben deshalb, heimisch darin. Mit 10 Kleinen wurde am 22. Februar 1926 der Anfang gemacht. Unter einem tüchtigen schwarzen Lehrer stieg die Zahl der Kinder auf 70 und hielt sich auf dieser Höhe mit Beihilfe eines zweiten Lehrers, bis der Minenbetrieb an diesem Orte eingestellt wurde, und infolgedessen die Arbeiter sich anderswo um eine Stelle umschauen mußten.

Daraufhin wurde diese erste Tagesschule im Juni 1932 geschlossen.

Dafür wurde eine andere Schule bei einer erst kurz vorher in Betrieb gesetzten Mine (Atomdraai) eröffnet. Sie ist 24 Kilometer

von Witbank entfernt. Auch diese Schule machte erfreuliche Fortschritte; sie zählt an 60 Kinder unter zwei schwarzen Lehrern.

Die dritte Schule, auf dem Grunde der L. u. D. B.-Mine, nahe der Stadt, ist unsere Hauptschule. Auf Betreiben eines guten weißen Katholiken wurde unserem damaligen Apostolischen Präfekten, Mgr. P. Kauczor, von der Minenverwaltung ein Grundstück mietweise überlassen. Es wurde ein kleines Schulgebäude errichtet mit einer Klasse. Am 18. Oktober wurde die Schule mit einer schwarzen Lehrerin und vier Kindern eröffnet. In zwei Jahren war die Zahl der Schüler auf 80 gestiegen. Eine zweite Lehrerin wurde angestellt. Das Gebäude mußte um ein weiteres Klassenzimmer vergrößert werden. Die Schülerzahl wuchs beständig, und eine dritte Lehrerin ward den andern beigegeben. Schwester Bernard vom Witbanker Kloster nahm sich seit 1926 eifrig dieser Schule an. Sie ging zweimal in der Woche zu Fuß zur fünf Viertelfstunden entfernten Schule, bis sie erkrankte und im August 1927 verschied. Im April 1928 nahm eine andere Schwester des Konvents, Schwester Prokla, das Interesse an genannter Schule wieder auf. Im März 1929 kaufte der Konvent ein Auto für den Gebrauch der Schwester, die nun regelmäßig als Lehrerin die Schule besuchen konnte. Seitdem steht die Schule unter Leitung der Schwestern des Konvents. Das brachte sie zu einer Bedeutung, der die Nachbarschulen nicht gewachsen sind. Am 7. April dieses Jahres waren daselbst 142 Kinder eingeschrieben. Eine weitere Vergrößerung der Schule erweist sich als geboten.

Bis Mai 1927 wurde der Gottesdienst für die Eingebornen am Sonntag in der Pfarrkirche gehalten, getrennt vom Gottesdienste der Weißen. Da viele Weiße das nicht gern sahen, wurde das Schulzimmer in der L. u. D. B.-Schule benutzt, um den immer zahlreicher erscheinenden Eingebornen Gelegenheit zu einem Gottesdienst für sie allein zu geben.

Am Sonntag wird ein Tragaltar auf dem Lehrertisch aufgeschlagen und darauf Messe gelesen; die Schulbänke dienen Großen und Kleinen als Kirchenbänke; viele müssen mit dem Boden vorlieb nehmen. Nach dem Gottesdienst wird der Altar entfernt und das

nüchterne Schulzimmer bleibt übrig. Das ist seit 1927 die einzige Kirche der Eingebornen in Witbank! Eine Kirche für die Schwarzen ist eine schreiende Notwendigkeit. Die Zahl der Kirchenbesucher nimmt stetig zu, so daß der Schulraum für den Gottesdienst schon lange zu eng, unbequem und ungeziemend ist. Daß wir es bis heute noch zu keinem eigenen Gebäude gebracht haben, hat seinen Grund nur im Geldmangel.

Als sich die erwähnten Schulen gut bewährten, kamen aus der Umgebung immer mehr und dringendere Anfragen um katholische Schulen. Dem wurde nach Möglichkeit entsprochen. Seit Jänner 1931 benutzten wir als weitere Schule ein Lokal aus Blech, das am Sonntag zum Gottesdienste einer sonderbaren phantastischen Sekte diente. Diese Sekte ging ein, und das Gebäude wurde niedergedrückt. Ein anderes ähnliches Gebäude bot unserer Schule Unterkunft. Es dient demselben Zwecke für die „Ninive-Sekte“ wie das vorher erwähnte. Trotzdem die staatlich unterstützte Lutherische Schule in unmittelbarer Nähe davon ist, hat es doch unsere Schule auf 70 Kinder gebracht, seitdem wir einen guten Lehrer angestellt haben. Auch diese Sekte, der das Haus gehört, ist hier im Aussterben begriffen. Die Kinder des inzwischen verstorbenen Hauptes der Sekte besuchen fleißig unsere Schule, nehmen Teil an unserem Religionsunterrichte und kommen am Sonntag in unsere Kirche. Die Frau des verstorbenen schwarzen Predigers will gleichfalls zur katholischen Kirche übertreten.

1932 ist etwa 12 Kilometer von Witbank eine fünfte Schule eröffnet worden, in der Nähe einer Mine, umgeben von Farmen. Sie zählt ebenfalls bereits an 70 Besucher und verspricht guten Erfolg unter einem braven Lehrer, der zwar noch nicht katholisch ist, aber mit Ernst und Eifer sich auf den Eintritt in die Kirche vorbereitet.

Endlich ist Anfang dieses Jahres 10 Kilometer von Witbank die sechste Schule auf einem idyllischen Plazze einer Farm eröffnet worden, deren Herrin eine gute Katholikin ist. Das Häuschen ist aus einfachstem Material gebaut: Baumstämmchen, Erdmörtel, Strohdach. Bis jetzt besuchen 40 Kinder diese Schule.

Alles in allem zählen unsere Schulen, die Abendschule eingeschlossen, rund 400 Besucher. Außerdem ist ein Katechist emsig un-

ter den Erwachsenen der Umgebung tätig. Er hat durchschnittlich 40 bis 50 Personen im Unterricht. (Schluß folgt.)

Die Bapedi.

Von Br. August Gagol.

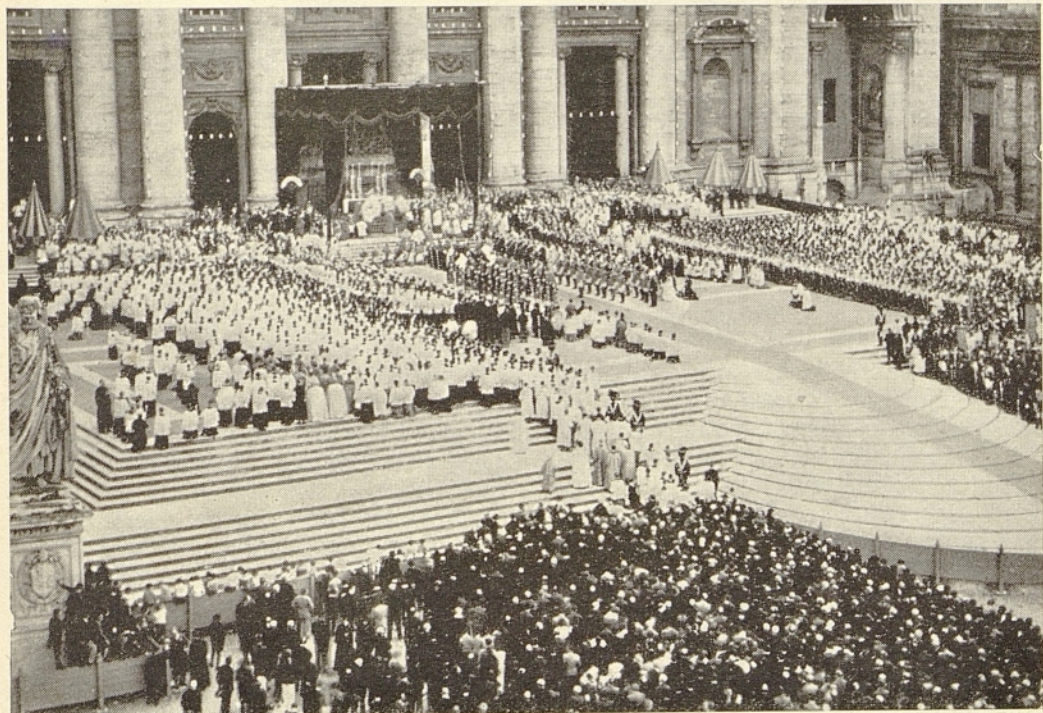
(Schluß.)

Der Mißerfolg der Regierung der süd-afrikanischen Republik führte zur vorübergehenden Einverleibung Transvaals in das Britische Reich.* Der übermütige Sekukuni kümmerte sich nicht um den politischen Wechsel, sondern brandschatzte die Dörfer von Eingeborenen, die ihm im Kampfe gegen die Buren nicht beigestanden waren. Das brachte ihn in Zusammenstoß mit der neuen, britischen Verwaltung des Landes, deren Truppen am 28. November 1879 die Stadt des

Pedisürsten angriffen und sie im Sturme nahmen. Sekukuni entkam, ergab sich aber einige Tage später und wurde eine Zeitlang zu Pretoria gefangengehalten.

Ende 1879 erschien der lutherische Missionär J. A. Winter im Sekukuniland, als die Leichen der im Kampfe mit den britischen Truppen Gefallenen noch verwesend umherlagen. Die Saaten der Eingeborenen waren von den Pferden und Rindern der Armee abgefressen worden, aber gute Regen brachten neuen Segen. Bald kamen die Bapedi aus ihren Verstecken in den Höhlen der Hügel hervor und brachten die neue Ernte ein. Es dauerte auch nicht lange, und Seku-

* 12. April 1877. Vier Jahre später, 1881, wurde die Republik Transvaal wieder hergestellt.



Die Erteilung des Segens vor den Portalen der Peterskirche in Rom während der Fronleichnamsprozession. (Atlantico.)



Der Apostolische Delegat Südafrikas in Rom. — Erzbischof Jordan Gijlswijk, O. P., Apostolischer Delegat in Südafrika, der gerade Rom besucht, äußert sich begeistert über den Fortschritt der Kirche in Südafrika in der letzten Dekade. Die katholische Bevölkerung, die vor zehn Jahren, als die Delegation geschafften wurde, kaum 176.000 Köpfe betrug, ist auf 315.000 angewachsen. Schulen zählt man 1300 mit 80.000 Einschreibungen. (Zides.)

kuni kam aus der Gefangenschaft zurück. Winter übergab ihm mehrere Ladungen Getreide, und damit begann ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem Bedi-Fürsten. Sekukuni sammelte sein Volk und siedelte sich auf der Farm Fernkloof an.

Winter wohnte auf der Farm Hadney. Eines Tages besuchte ihn Sekukuni und sagte zu ihm: „Du und ich, wir sind wie Mann und Frau, und was zwischen uns gesprochen wird, geht nicht weiter herum; du und ich, wir sind wie zwei Berge, die gegeneinander lehnen; nichts kann uns verrücken. Ich will dir großen Reichtum geben an Vieh, wenn du mir in einer einzigen Sache Hilfe leistest. Gib mir von deinem mächtigen Gifte, damit ich einige meiner verbrecheri-

schen Untertanen auf die Seite schaffen kann, da es mir von der Regierung aus nicht erlaubt ist, offen zu töten.“ Winter erwiderte ihm: „Dein Vorschlag ist unmöglich; ich hätte selbst die Pflicht, dich anzuzeigen, wenn du dergleichen tätest.“

Diese Weigerung Winters zerstörte ihre Freundschaft nicht. Winter und sein Schwager, der Missionär Knothe, besuchten eines Tages Sekukuni auf dem Rückwege nach Hadney. Der Fürst lud sie ein, die Nacht bei ihm zu verbringen, da es ziemlich spät geworden war. Doch die beiden Herren nahmen die Einladung nicht an, da Frau Winter allein auf Hadney weilte.

Am folgenden Morgen erschien ein Bote des Häuptlings Acholokwe, der Winter benachrichtigte, daß Sekukuni von seinem Bruder Mampuru ermordet und sein Kraal niedergebrannt sei. Winter und Knothe sattelten sogleich ihre Pferde und ritten nach Fernkloof, wo sie den Körper des Fürsten mit einem Fellkleid bedeckt fanden, das brudermörderische Lanzenblatt noch in der Brust.

So endete Sekukuni durch Mörderhand, er, der selbst soviel Menschenblut vergossen hatte. Der Brudermörder Mampuru sollte keinen Nutzen von seiner graufigen Tat haben; er wurde von der Regierung zum Tode verurteilt und gehängt.

Das war im Jahre 1881. Der Tod der beiden Brüder bezeichnet das Ende eines Jahrhunderts von Stammesfehden. Seither erfreuen die Bapedi sich größerer Ruhe.

Sekukunis Nachfolger wurde Acholokwe, der als Regent für des Ermordeten Nesses und erbberechtigten Nachfolger, der noch ein Säugling war, die Herrschaft führte. Acholokwe, der den Beinamen Mahomolele, der Schweigsame, erhielt, regierte sein Volk auf friedliche Weise, das heißt mit Unterwürfigkeit gegen die Regierung der Weißen. Sein Enkel, Acholokwe II., ist gegenwärtig Häuptling in der südlichen Hälfte des Landes, in Geluks Reserve, während Sekukuni II., der Oberhäuptling des Bedi-Stammes, die nördliche Hälfte besitzt.

Sekukuni II. ist nur nach Bedi-Auffassung ein Nesse oder vielmehr ein Großneste Sekukunis I., denn Moramotscha, der Sohn Sekukunis I., starb einige Jahre vor

Die Mission in Transvaal. — Wir sehen den Apostolischen Präfecten von Lydenburg, Mgr. Mohn, mit Hochwürden P. Born hoch zu Roß in einer Schlucht des östlichen Transvaal. Die Missionäre sind auf der Suche nach einem günstigen Platz für eine Außen-schule. Transvaal hat auf dem Gebiet der katholischen Aktion und des katholischen Unterrichtes bedeutende Fortschritte gemacht. Die katholischen Laien sind hervorragend organisiert. Es ist das nicht zuletzt das Verdienst der Herz-Jesu-Missionäre, die dort eine gesegnete Tätigkeit entfalten. (Fides.)



dessen Geburt. Moramotscha aber hatte für Torometschane, die Mutter Sekufunis II., das Heiratsvieh bezahlt, starb aber, ehe er sie heimgeführt. Nach Bedisitte aber werden ihm in Kraft des erlegten Heiratspreises alle späteren Kinder seiner Braut zugeschrieben. Wer der wirkliche Vater des lebenden Großhäuptlings sei, wird kein Eingeborener vertragen.

Die Kultur ist an dem kleinen, feisten Herrn mit dem gutmütigen Gesicht nicht spurlos vorübergegangen. Im Gegensatz zu seinen Vorfahren trägt er europäische Kleidung; bei feierlichen Anlässen aber hüllt er sich in die Staatskleidung von prächtigen Leopardenfellen und trägt eine wertvolle Halskette von gelben, schwarzen und blauen Perlen und wundervollem Farbenschmelz.

Er spricht etwas englisch und kapholländisch und kann sogar schreiben, doch hält er sich für seine amtlichen Briefe an Regierungsbehörden einen Eingeborenen, der ihn an Fertigkeit noch übertrifft.

Die erste Gemahlin und Hauptfrau Sekufunis II., die „Leuchte des Stammes“, war bereits einem kleinen Häuptling im Pietersburg-Distrikt vermählt und Mutter zweier Kinder, als sie von Sekufunis Gefolgschaft als Gattin des Großhäuptlings angesprochen wurde. Diese Frau, die als unvergleichlich im Range betrachtet war,

wurde von Sekufuni buchstäblich verlangt, und ihre Sippe sah sich genötigt, ihre frühere Ehe null und nichtig zu erklären und ihm die Frau zu überlassen. Ihr bisheriger Gatte mußte sich begnügen, ein Weib von niedererem Range als Ersatz anzunehmen.

Die Wahl der ersten Gemahlin eines künftigen Großhäuptlings ist eben eine Angelegenheit, welche die sorgfältige Erwägung des ganzen Stammes erheischt und erfährt. Eine Frau, die für diese hohe Stellung ausersehen wird, spielt eine wichtige Rolle im Stamme, weshalb erfordert ist, daß sie aus einer Familie komme, die, wenn nicht ebenbürtig, doch ihrem Range nach nicht weit unter dem ihres Ehemannes stehe. In den meisten Fällen wird die fürstliche Frau vom Stamme ausgesucht, lange bevor der junge Häuptling heiratsfähiges Alter erreicht hat. Selbstverständlich wird ihm beizeiten die erfolgte Wahl mitgeteilt. Wenn er dann glaubt, daß die Zeit für ihn gekommen, die „Stammesleuchte“ heimzuführen, wird er seinen Räten Mitteilung machen, er habe diese und diese Jungfrau oder Frau ausgewählt, die natürlich die gleiche ist, welche der Stamm lange vorher für ihn bestimmt hatte. Die Räte versammeln daraufhin ihren Anhang und erklären, daß der Stamm ohne „Leuchte“ sei und es darum notwendig wäre, eine

solche zu beschaffen. Eine Beratung folgt. Es wird sogar eine Art Abstimmung gehalten, eine ganz überflüssige, heuchlerische Mühe, da die Wahl doch bei den Räten liegt und schon lange stattgefunden hat. Dabei ist bemerkenswert, daß der Stamm niemals abweichende Meinung über die Wahl hat, daß aber auch die Räte ihrerseits sich nicht der Gefahr einer Niederlage aussetzen, indem sie diplomatisch zuvor die allgemeine Ansicht erforschen und danach ihre Wahl treffen.

Nachdem diese vorbereitenden Schritte getan sind, wird eine Abordnung an den Häuptling, den Vater der Erwählten, abgesandt und förmlich um seine Tochter angehalten. Wenn der Häuptling von niedererem Range als sein künftiger Schwiegersohn ist, haben weder er noch seine Tochter das Recht, die Werbung zurückzuweisen.

Nach der Rückkehr der Abordnung wird das Heiratsvieh von den Mitgliedern des Stammes erhoben. Jeder kleine Häuptling oder Hofangestellte soll wenigstens ein Stück Vieh hergeben. Auch der Freier gibt Kinder

von seinem Bestande. Wenn genügend Vieh gesammelt ist, wird es dem Vater der Erlorenen unter vielen Förmlichkeiten übergeben. Alle Häuptlinge und Räte begleiten das Brautvieh, nach dessen Ablieferung ein großes Fest stattfindet, für das zehn oder zwölf Ochsen geschlachtet werden. Der Vater der Braut und seine Gefolgschaft nehmen daran teil, nicht aber der heiratende Großhäuptling.

Schließlich holt man die fürstliche Braut ab. Sie wird von fast der ganzen Gefolgschaft ihres Vaters begleitet sowie von einigen Räten, die ihn vertreten. Bei Annäherung an ihren Bestimmungsort kommen ihr die Leute des Bräutigams entgegen, und von da an geht der Zug nur mehr mit schneckenartiger Langsamkeit voran; ein ganzer Tag mag dazu verwendet werden, einige Meilen zurückzulegen. Von Zeit zu Zeit werden die „fürstliche Frau“ und ihr Gefolge sich am Wege niederlassen und dort bleiben, bis der Großhäuptling Geschenke schickt und sie bittet, näherzukommen. Dies wird häufig wiederholt. Zuerst besteht das Geschenk aus einem Ochsen, dann aus einer Ziege, dann vielleicht aus einem Fellkleide und so fort, allmählich an Wert zurückgehend, bis das Geschenk nur mehr ein Paar Arminge ausmacht. Nach Empfang eines jeden Gesenktes wird die Braut wieder einige hundert Meter weitergehen.

Unmittelbar vor Anbruch der Dunkelheit, wenn der Brautzug die letzte Kaste hält, wird ein Vorläufer geschickt, der die Ankunft der „Stammesleuchte“ ankündigt, was als Zeichen zum Auslösen aller im Dorfe brennenden Feuer gilt. Nach ihrer Ankunft im Kraal wird die hohe Braut zu ihrer Hütte geführt, wo die weiblichen Mitglieder ihres Gefolges sie bedienen.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch findet das Entzünden des neuen Feuers statt, das von der fürstlichen Braut selbst vorgenommen wird. Wenn auch die Bapedi sich im gewöhnlichen Leben meist der Zündhölzer der Weißen bedienen, so entfachen sie die rituellen Feuer stets durch Reiben zweier Hölzer. Dann wird das Feuer für das ganze Dorf von der Glut des von der Braut entzündeten Feuers genommen und ausgeteilt. Das „heilige Feuer“ wird dem „Bewahrer“



Bepedi-Krieger

des Feuers“ anvertraut, der es ununterbrochen zu unterhalten hat, angefangen vom Hochzeitstage der „großen Frau“ bis zu dem des nächsten „Stammweibes“, ein ganzes Geschlecht hindurch. Dann wird ein großes Fest abgehalten, nach dessen Beendigung das Brautgesolge mit den Geschenken zurückkehrt, die der Bräutigam am Nachmittag der Ankunft des Brautzeuges gegeben hat.

Die Machtvollkommenheit des Großhäu-

lings ist heute bedeutend eingeschränkt. In der südafrikanischen Union gilt der Generalstatthalter, der Vertreter des Königs von Großbritannien, als der höchste Häuptling aller Eingeborenen der vier Provinzen des Landes. Als solcher kann er dem Großhäuptling eines Stammes eine beschränkte Gerichtsbarkeit nach dem Eingeborenen-Gesetz gewähren und nach Gutdünken wieder entziehen.

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Schluß.)

24. Die Verherrlichung. Eine auffallende Begebenheit, die in den Akten des Seligsprechungsprozesses bezeugt wird, trug sich in Verona am Abende des 10. Oktober, dem Todestage Combonis, zu. Während eine Schwester in ihrer Zelle betete, schien es ihr plötzlich, als sehe sie den Himmel offen und die Engel und Heiligen darin bei einem Feste. Zugleich vernahm sie eine innere Stimme, die sprach: „Es ist für eine große Seele, die heute ankommen soll.“

Bevor noch die Nachricht von dem Hinscheiden des großen Bischofs in seiner Heimat Limone eingetroffen war, ereignete sich daselbst ein ähnlich merkwürdiger Vorfall. Der Maler Anton Moro hatte den Auftrag, Combonis Bild zu malen. Gerade in der Zeit, in der er sich im Geiste mit der Ausföhrung des Gemäldes beschäftigte, sah er mehrere Tage hindurch von dem Fenster seines Arbeitsraumes, das auf den See hinaus ging, ein großes Kreuz am Himmel, und zwar in der Richtung, in der Afrika liegt. Der Künstler vermochte sich diese eigentümliche Erscheinung nicht zu erklären. Als aber die Trauermeldung eintraf, bezog er mit Recht das seltsame Ereignis auf Combonis letzte Krankheit und seinen Tod. Das von Moro angefertigte Bildnis, das sich im Mutterhause zu Verona befindet, ist das schönste und treffendste des großen Bischofs.

Kein anderes Zeichen konnte in der Tat dessen Eingang in den Himmel besser veranschaulichen als das Kreuz, mit dem er während seiner ganzen apostolischen Tätigkeit in so reichem Maße gesegnet war und das er mit so heißer Liebe umfassen hatte.

Keine Art von Leiden war ihm erspart geblieben, aber er nahm sie alle als Geschenke der göttlichen Vatergüte entgegen und ließ sich nicht entmutigen. Vertrauensvoll wiederholte er: „Das Negerland wird sich bekehren. Habe ich auch keinen Trost auf Erden, so werde ich ihn doch im Himmel finden. Es leben Jesus, Maria, Josef! Nimm auch das Missionspersonal ab, so nimm doch Gott nicht ab; er wird das Negerland retten.“

Und wirklich kam es nach dem Tode des heiligmäßigen Bischofs weit schlimmer, als man im Herbst 1881 befürchten konnte; denn schon im folgenden Jahre brach der Mahdi-Aufstand aus, wodurch die ganze Mission der Vernichtung anheimfiel. Der



Feuerreibende Fedi-Knaben.



Holländisch-reformierte Kirche in Uitenhage. Infolge reicherer Mittel sind die Sekten oft in der Lage, größere, schönere und festere Kirchenbauten aufzuführen als die Katholiken.

Urheber dieser politisch-religiösen Revolution, ein Dervisch namens Mohammed Ahmed, bereiste schon in den letzten Lebensjahren Combonis das Land und suchte überall den Fanatismus der Mohammedaner gegen die türkische Oberhoheit sowie gegen die christliche Religion anzufachen. Um die ungebildeten und leichtgläubigen Massen zu gewinnen, legte er sich den Titel „Mahdi“, das heißt Gesandter Gottes, bei und bezeichnete es als seine Aufgabe, die Reinheit des Islam wiederherzustellen und die Mißwirtschaft im Lande zu beseitigen. Dann zog er sich mit einem kleinen Anhang auf die Nilinsel Uba zurück. Zwei Kompagnien Soldaten, die ihn daselbst im Juli 1881 gefangen nehmen sollten, ließen sich auf sumpfiges Gelände locken, wo der größte Teil von ihnen fast nur mit Stöcken erschlagen wurde. Nach Verlegung seines Standquartiers und weiterer Verstärkung seiner Anhängerschaft, entrollte er offen die Fahne der Empörung und blieb in verschiedenen Gefechten gegen die Regierungstruppen siegreich. Bereits im folgenden Jahre gelang ihm die Eroberung eines großen Teiles der Provinz Kordofan, und am 19. Jänner 1883 fiel auch die Hauptstadt El Obeid in seine Hände. Zahlreiche Völkerstämme des Sudan schlossen sich teils freiwillig, teils gezwungen dem neuen Propheten an, so daß er im August 1884 es wagen durfte, den Feldzug gegen Khartum zu unternehmen, das am 26. Jänner 1885 erobert wurde, wobei allerdings der Verrat

eine bedeutende Rolle spielte. Von da an ergab sich der Mahdi immer mehr dem Wohlleben, insolgedessen er bald erkrankte und am 22. Juni 1885 starb. Zu seinem Nachfolger hatte er den Kalifen Abdullahi ernannt. Erst 13 Jahre später gelang es den englisch-ägyptischen Truppen unter Führung Lord Kitcheners, den Sudan zurückzuerobern. In der Schlacht bei Kertteri, am 2. September 1898, wurden die Mahdisten vernichtend geschlagen. Seitdem ist der Sudan wieder der Kultur erschlossen.

Wohl hatte sich bei Ausbruch des Mahdi-Aufstandes ein großer Teil des Missionspersonals durch die Flucht retten können; die übrigen traf das harte Loß langjähriger Gefangenschaft. Combonis Nachfolger im bischöflichen Amte Franz Sogaro, der am 6. März 1883 seinen Einzug in Khartum gehalten hatte, mußte schon am 11. Dezember desselben Jahres den Sudan wieder verlassen und seine Tätigkeit auf die Institute in Ägypten und in Verona beschränken. Am 28. Oktober 1885 wurde im männlichen Institut zu Verona die Kongregationsform eingeführt, die im weiblichen Institut schon von Anfang an bestanden hatte. Es erhielt nun die Bezeichnung „Kongregation der Söhne vom heiligsten Herzen Jesu“. Die frühere Benennung „Institut für die afrikanischen Missionen“ wurde als Untertitel beibehalten. Trotz der Zerstörung des Missionswerkes im Sudan blieben Combonis Hauptgründungen nicht bloß erhalten, sondern nahmen auch in der Folgezeit eine günstige Entwicklung. Am 27. Juli 1923 schloß der Heilige Stuhl die deutschsprachigen Mitglieder der Söhne vom heiligsten Herzen Jesu in eine eigene Kongregation zusammen, die den Namen „Missionäre Söhne vom heiligsten Herzen Jesu“ führt und in Josefthal-Elwangen ihr Mutter- und Generalhaus besitzt. Den gegenwärtigen Stand der Combonischen Schöpfung zeigt folgendes Zahlenbild.

Die Schwesternkongregation „Fromme Mütter des Negerlandes“ wies zu Beginn des Jahres 1933 insgesamt 480 Mitglieder auf, von denen 330 in den Missionen wirken. Hierzu kamen noch 130 Novizinnen und Kandidatinnen.

Der italienische Zweig der „Söhne vom

Freischützen auf Madagaskar. Wie die beiden Jungen ihren Alligator auf dem Fahrrad heimbringen, ist sehenswert. Sie gehören zur Mission der Vinzenzinerpatres in Fort Dauphin (Madagaskar). Der hl. Vinzenz von Paul schickte einige seiner Missionäre bereits um 1650 nach Madagaskar, bald nach der Gründung seiner Kongregation. (Fides.)



heiligsten Herzen“ mit dem Mutterhaus in Verona zählte beim Jahreswechsel 355 Professoren, 75 Novizen und 360 Zöglinge. Von den Professoren waren 3 Bischöfe, 151 Priester, 80 Theologiestudierende und 121 Laienbrüder.

Der erst vor 10 Jahren selbstständige deutsche Zweig, die Kongregation der „Missionäre Söhne vom heiligsten Herzen Jesu“, verzeichnete am 1. Jänner l. J. 127 Professoren, 63 Novizen und 258 Zöglinge. Die Zahl der Priester ist auf 50 gestiegen.

Aber auch in Afrika hat der Combonische Geist neues, kräftiges Leben geweckt. Die Veroneser Kongregation versteht dort zur Zeit fünf selbständige Missionspräpösten, nämlich vier im Sudan und einen in Uganda, während die deutschsprachige Kongregation bei der Abtrennung von Verona die Apostolische Präfektur Lydenburg in Transvaal als Missionsgebiet erhielt. Denkt man an die furchtbaren Stürme, die schon zu Lebzeiten des Stifters sein Werk bedrohten, und an die entsetzlichen Rückschläge, die nach seinem Tode eintraten, so wird man nicht umhin können, die Gründung Combonis nicht als ein bloßes Menschenwerk, sondern vielmehr als ein Gotteswerk anzusehen. Hätte nicht eine gütige Vorsehung über ihr gewaltet, so wäre sie, statt sich segensreich zu entfalten, fraglos längst untergegangen. —

Das Grab des Dieners Gottes in Khartum wurde für die Missionäre und die Christen alsbald eine Stätte der Andacht, wo man betete und für die Wohlthaten dankte, die man seiner Vermittlung zuschrieb. Ein Zeuge sagte aus: „Ich habe viele Christen gesehen, die zum Grabe gingen, um dort zu beten. Auch habe ich vernommen, daß ein kranker Kopte, der am Grabe betete, die Gesundheit wieder erhielt.“ Ein anderer Zeuge erklärte: „Ich sah sehr viele Christen, die am Grabe um Gnadenerweise und um Heilung von Krankheiten flehten, und ich habe von vielen gehört, daß sie die gewünschten Gnaden erlangt haben.“ Selbst die Mohammedaner empfahlen sich Comboni. Eine mohammedanische Frau brachte zu Beginn des Mahdi-Aufstandes ihr erspartes Geld in einem Beutel zum Grabe des Bischofs und sagte: „Wenn du wirklich ein Heiliger bist, wie die Leute jagen, so hüte mir meine Ersparnisse!“ Als sie nach dem Abflauen der Revolution den Betrag unvermindert in dem Versteck wiederfand, in dem sie ihn verborgen hatte, rief sie verwundert: „Comboni ist in der Tat ein heiliger Gottesmann!“ Es wird auch berichtet, daß nach dem Abzug der Missionäre eine arme Frau, die in einer Strohhütte unweit des Grabes wohnte, von den Almosen gelebt habe, die sie von den Besuchern der Begräbnisstätte

empfang. Viele nahmen auch Erde vom Grabe mit sich und gebrauchten sie als Heilmittel. Gerade der Umstand, daß so viele das Grab besuchten, ließ die Mahdi-Horden glauben, daß darin besondere Schätze verwahrt seien. Deshalb erbrachen und durchwühlten sie es, wogegen das in unmittelbarer Nähe liegende Grab des Pater Max Killo unangetastet blieb.

Nach der Rückeroberung des Sudan beauftragte der damalige Apostolische Vikar, Bischof Robeggio, die ersten nach Khartum entwandten Priester, die Gebeine Combonis mit aller Sorgfalt zu sammeln und nach Assuan zu bringen, wo sie in der dortigen Kirche am 2. November 1899 feierlich beigesetzt wurden. Am 12. März 1929 nahm Bischof Paul Silvestri die bei Einleitung des Seligsprechungsprozesses vorgeschriebene kirchliche Untersuchung der Überreste vor.

Die Verehrung des Dieners Gottes ist seit einem Jahrzehnt stark gewachsen, namentlich in Afrika. Wie jene, die ihn noch gekannt haben, einmütig bezeugen: „Er war ein Mann Gottes, ein Apostel, ein Heiliger“, so bekunden es auch die Vielen, die in körperlichen und seelischen Nöten die Macht seiner Fürsprache am Throne Gottes erfahren. Die Bischöfe von Verona und Khartum haben die für die Seligsprechung geforderten Erhebungen bereits durchgeführt. Möge bald der Tag erscheinen, den nicht bloß die Missionäre und Schwestern, sondern auch die Neuchristen in Afrika erleben, der Tag der Erhebung unseres Stifter und Vaters zu den Ehren der Altäre! Dann wird das zu einem Altar umgeformte Grab in Assuan am ersten Mikatarakt sich als reicher Segensquell für den schwarzen Erdteil erweisen.

P. Heinrich W o h n h a a s.



Empfang der chinesischen Bischöfe am Bahnhof Roms. — Der chinesische Pilgerzug mit den drei neuernannten Bischöfen, deren Weihe der Hl. Vater am 11. Juni persönlich vollzog. Zum Empfang hatten sich am Bahnhof eingefunden: Der Kardinalpräsekt der Propaganda Zumasoni Biondi, Erzbischof Constantini, Apostolischer Delegat von China, der chinesische Geschäftsträger Herr Wang, Vertreter von Missionsgesellschaften, des Propaganda-kollegs u. a. Der Pilgerzug bestand aus 8 Bischöfen, 5 Priestern, 15 Herren und 4 Damen. (Fides.)

Meine Missionswanderungen.

Von P. Josef Musar.

3. Fortsetzung.

Machadodorp und Umgebung. Beim Lesen dieses Titels darf man nicht etwa meinen, daß damit nur die nächste Umgebung Machadodorps gemeint ist, nein, ich rede hier mehr nach afrikanischer Art, wo es auf 10 oder 20 Kilometer nicht ankommt. Um von Lydenburg nach Machadodorp zu gelangen, kann man entweder mit der Eisenbahn über Belfast fahren oder sich eines Autos bedienen, das zweimal in der Woche direkt von Lydenburg nach Machadodorp fährt. Die Straße war früher miserabel, und es beutelte einen ordentlich aus, bevor man am Ziele anlangte. In den letzten Jahren wurde sie jedoch ausgebessert, so daß sie jetzt in ziemlich gutem Zustande ist, wenigstens

zur Zeit der Trockenheit. Man muß einige Hügel überqueren, bevor man nach Machadodorp kommt. Von Lydenburg nach Machadodorp sind es 47 englische Meilen, aber unser Auto braucht vier volle Stunden für diese Fahrt.

Das Dorf liegt hoch. Es hat 400 Einwohner; eine große, ganz neue kalvinische Kirche und eine englische. Zur Zeit der Burenkriege spielte es eine wichtige Rolle und erhielt den Namen vom General Machado. Ich habe erzählen gehört, daß man dem Präsidenten Krüger, als er von Pretoria nach Lorenzo-Marques floh, einen Schatz im Werte von 500.000 Pfund hieher sandte, und daß der Hort in der Nähe dieses Dorfes vergraben sei. Aber man hat schon



Heilige Messe im Regionalseminar Tokio. — In Japan bereiten sich zur Zeit über 400 junge Leute auf das Priestertum vor. Von ihnen studieren allein 46 am großen Franz-Xaver-Seminar, das zur Ausbildung junger Japaner bestimmt ist. Bereits machen die Japaner von allen Priestern, Brüdern und Schwestern, die in Japan im Dienst der Kirche stehen, 40 Prozent aus. (Sides.)



Japanische Knaben nehmen ein Bad. — Die kleinen Japaner in der Nähe von Tokio wissen, wie sie der Sommerhitze begegnen können. — Viele Tausende leben in Tokio in furchtbar ärmlichen Verhältnissen; so ist der sozialen Tätigkeit ein weiter Spielraum gelassen. An der katholischen Universität gibt es ein Heim, in dem sich die Studenten der Kinder annehmen; es besteht der Plan, die katholische Aktion auch auf die arbeitenden Klassen auszuweiten. (Fides.)

so viel von dem verborgenen Krügerfisch geredet und geschrieben, und es sind schon so viele Orte genannt worden, wo derselbe sein könnte, daß man ein großes Stück Transvaals ungraben müßte, wenn man ihn finden wollte, vorausgesetzt, daß er wirklich irgendwo vergraben ist. An der östlichen Seite Machadodorp befinden sich in einer talähnlichen Vertiefung Schwefelquellen. Das Wasser enthält neben Schwefel auch Magnesium, Eisen und Radium. In jüngster Zeit wurden dort ein Hotel gebaut und Badezellen errichtet. Sie werden zur Sommerzeit namentlich von den Portugiesen viel besucht. In Machadodorp sind nur wenige Katholiken, ihre Zahl wechselt wie fast überall. Ich wohnte und las heilige Messe bei einer syrianiſchen Familie, wo ich sehr gut aufgenommen wurde. Der Vater war ein recht lieber Mann; er ist leider vor zwei Jahren an Krebs gestorben. Oſt hat er mir den Wunsch geäußert, in seiner Heimat zu sterben; es ist ihm nicht vergönnt gewesen. Da er als Syrier arabisch sprach, so haben wir uns meistens in dieser Sprache unterhalten. Es gibt auch sonst in unserer Präfektur ziemlich viele Syrier, und da habe ich oft Gelegenheit gehabt, in arabischer Sprache Beichte zu hören, was besonders den älteren Leuten gefiel, die des Englischen nicht so kundig sind. Übrigens haben die

Syrier in Johannesburg eine eigene Kirche und einen eigenen Priester ihres Ritus.

Aber auch Enttäuschungen erlebte ich in Machadodorp. So erfuhr ich von einem Mann, daß er katholisch sei. Ich ging sofort hin, um ihn zu besuchen, und er gab gleich zu, daß er Katholik sei. Jedoch war er protestantisch verheiratet, und die Kinder wurden protestantisch erzogen. Er war schon ziemlich alt und kränklich. Ich legte ihm dar, wie es mit ihm stehe, und er versicherte mir, daß er als Katholik sterben wolle. Aber seine Angelegenheit gleich in Ordnung zu bringen, davon wollte er nichts wissen. Er schrieb meine Adresse auf, damit er im Falle einer schweren Krankheit mich rufen lassen könnte. Als ich dann nach zwei Monaten wieder zurückkam, erfuhr ich zu meinem Leidwesen, daß er inzwischen gestorben war, ohne mich von seiner Krankheit verständigt zu haben. Er wurde natürlich auch protestantisch begraben. Ich habe aber noch heute das Gefühl, daß der Mann einen katholischen Priester haben wollte, daß aber seine Familie es verhinderte. Von anderen traurigen Fällen, die ich hier erlebte, will ich nicht weiter erzählen.

27 Meilen östlich von Machadodorp ist eine Goldgrube. Der Weg dorthin ist sehr schlecht, namentlich zur Regenzeit. Dort lebt eine Katholikin, die ich auch manchmal be-

suchen mußte; aber wenn sie konnte, kam sie nach Machadodorp zum Gottesdienst. Zwanzig Meilen westlich liegt Belfast, eine der kältesten Ortschaften Transvaals, besonders zur Winterszeit. Am Bahnhof muß man dort manchmal 4—5 Stunden warten, bis man eine Verbindung nach Norden oder Osten bekommt. Da dieses Warten gewöhnlich zur Nachtzeit zutrifft, so habe ich mich manchmal, von Müdigkeit überwältigt, einfach auf die Holzbank hingestreckt, um etwas zu schlafen. Als Kopfpolster bediente ich mich einfach meines Koffers. Nach etwa zwei Stunden aber habe ich es vorgezogen, wieder aufzustehen, da mir meine Rippen ordentlich wehe taten.

Auch in Belfast hatte ich einige Katholiken, weiße und schwarze. Manches Schlimme und Gute habe ich hier erfahren müssen. Ich will aber hier nur ein lustiges Stücklein erzählen. In einer katholischen Familie trat ein freudiges Ereignis ein. Natürlich mußte ich dem jungen Schreihals zur Mitgliedschaft in der Kirche Gottes verhelfen. Als Taufpate war ein alter Ireländer vorgesehen. Er war ein guter Kerl, nur konnte er den Alkohol nicht leiden. Deswegen suchte er ihn, sobald er mit ihm zusammenkam, aus der Welt zu schaffen. Die Taufe sollte an einem Nachmittag stattfinden und da hatte er bereits ziemlich viel hinter die Binde gegossen. Als Taufpate mußte er selbstverständlich im Namen des Kindes auf meine Fragen antworten. Als ich nun fragte: „Widersagst du dem Teufel?“ so antwortete er gleich: „Selbstverständlich widersagt er, ich auch.“ Auf die weitere Frage: „Und allen seinen Werken?“ erhielt ich die Antwort: „Aber natürlich; daran ist nicht zu zweifeln. . .“ Die Umstehenden lachten, und auch ich konnte nur schwer den Ernst bewahren. — Neun Meilen westlich von Machadodorp liegt zwischen den Bergen die kleine Ortschaft Waresfall-Boven, wo sich ein großer Bahnhof be-



Indochinesischer Mandarin vom Heiligen Vater ausgezeichnet. — Tuan-Tuong-Bu, Großmandarin am hinterindischen Appellationsgerichtshof, wurde vom Heiligen Vater mit dem Kreuz des Ritterordens vom hl. Gregor dem Großen ausgezeichnet. Der Mandarin, eine der ersten Persönlichkeiten des Landes, stammt aus einer altberühmten katholischen Familie, die der Kirche fünf Märtyrer geschenkt hat. (Sides.)

findet. Was an Gebäuden vorhanden ist, gehört fast alles der Eisenbahnverwaltung. Die Zahl der Katholiken wechselt sehr stark, da die meisten Bahnangestellte sind und häufig veretzt werden. Oft bin ich den ganzen Tag herumgelaufen, um die Leute für den nächsten Morgen zusammenzutrommeln, und bisweilen sind nur zwei oder drei erschienen. Doch habe ich mit Gottes Hilfe auch dort manches Gute wirken können.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Neugeweihte asiatische Bischöfe.

Am Dreifaltigkeitsfeste, den 11. Juni, hat der Heilige Vater selbst fünf Asiaten die Bischofsweihe erteilt, nämlich drei Chinesen, einem Inder und einem Annamiten.

I. Als jüngster der Gruppe stellt sich Mgr. Joseph Attipetty, Titularerzbischof von Gabual dar. Am 25. Juni 1894 zu Chamthuruth in der Erzdiözese Verapoly geboren, ward er am 29. November 1932,

also in seinem 38. Lebensjahre, zum Koadjutor des Erzbischofs von Verapoly ernannt. Er entstammt einer alten katholischen Familie und hat eine Schwester im Karmel zu Verapoly. Seine vorbereitenden Studien absolvierte er im St.-Josefs-Kolleg zu Trichinopoly, die philosophisch-theologischen Studien schloß er nach sieben Jahren im Propagandakolleg zu Rom ab. 1926 zum Priester geweiht, fand er zwei Jahre Verwendung in der indischen Seelsorge, um dann zum Kanzler und Sekretär des Erzbischofs Angel Maria Perez y Cecilia ernannt zu werden.

Die Erzdiözese Verapoly ist die Heimat der Thomasschriften. Sie bildete einen Bestandteil des 1659 errichteten Vikariates Malabar, bis am 1. September 1886 die gleichnamige Erzdiözese errichtet wurde. Seit der Lostrennung der Diözese Bijapuram (1930) gehören zu Verapoly noch 105.000 Katholiken, die von annähernd 100 einheimischen (indischen) Priestern betreut werden.

Der einzige Europäer im Dienste der Erzdiözese ist der Erzbischof Erz. Perez Cecilia selbst. Nichtchristen gibt es noch 1,871.000.

II. Mgr. J. o. h. B. T o n g, Titularbischof von Sozopolis, am 10. Jänner 1933 zum Koadjutor des Apostolischen Vikars von Phat-Diem auf dessen Betreiben erwählt, ist der älteste der fünf. 1870 im Vikariat

Saigon geboren, zählt er jetzt 63 Jahre. 1896 ward er zum Priester geweiht und diente 20 Jahre den Apostolischen Vikaren von Saigon als Sekretär. Schon als er der größten Pfarrei der Stadt Saigon vorstand, galt er in ganz Annam als ausgezeichnete Prediger, der sich ebenso gewandt in Französisch wie in seiner Muttersprache auszudrücken weiß.

Phat-Diem, eine Küstenstadt Tonkings, einige Kilometer nordwärts von Saigon gelegen, gehörte lange zum Vikariat Hanoi. 1901 abgetrennt, führte es zuerst den Namen See-Tonking und seit 1924 seinen jetzigen Titel. Trotz seines winzigen Flächenraumes von 2000 Quadratkilometer muß Phat-Diem als einer der katholischsten Punkte Asiens angesprochen werden: unter der Gesamtbevölkerung von einer halben Million befinden sich 100.000 eifrige Katholiken. 24 annamitische Priester sind bereits im Vikariat tätig.

III. Bischof Joseph Fan, Titularbischof von Paphos, am 10. Jänner 1933 zum Apostolischen Vikar von Tsining (Tinner-Mongolei) erwählt, wurde am 10. Jänner 1882 im Vikariat Siwantze geboren. In seiner Familie war der Glaube schon über 200 Jahre heimisch; sie hat der Kirche bereits 6 Priester und eine Reihe von Ordensleuten geschenkt. Der Großvater Mgr. Fans war durch sein heiligmäßiges Leben in der

Von Frankreich nach Hinterindien in zehn Tagen. — Bischof Chaize, Koadjutor der Diözese Hanoi, brauchte für die Rückreise von Marseille nach Saigon, Hinterindien, nur zehn Tage. Er legte in diesem Zeitraum 7500 Meilen zurück, für die früher eine mehrwöchige Seereise erforderlich war. Die Missionen Hinterindiens hat man die schönsten der Welt genannt. In wenigen Tagen kann heute der Missionär von Europa aus blühende Christengemeinden erreichen, dort, wo vor wenigen Jahrzehnten noch das Christentum geächtet war. Noch leben Missionsveteranen, die sich erinnern, wie der Missionär nach einer Ozeanfahrt von Wochen und Monaten das Land betrat, um wie ein Freiwild gehetzt und verfolgt zu werden. (Sides.)



ganzen Umgegend bekannt. Ein Bruder Bischof Fans wirkt als Priester im Vikariat Ankuo, eine Schwester ist Ordensfrau.

Seine Studien vollendete Msgr. Fan im Seminar Siwantze; die Priesterweihe empfing er im Jahre 1910. Als Professor für Sprachen und chinesische Literatur am Kolleg zu Siwantze und später am Seminar hat der Erwählte fast sein ganzes Leben zugebracht, wenn wir von den 7 Jahren absehen, die er als Pfarrer und Dekan von Meikoeintse in der Seelsorge wirkte.

Das Vikariat Tsining ist 1929 durch Los-trennung von Siwantze entstanden. Der erste Apostolische Vikar Bischof Evarist Chang, früher Professor für chinesische Literatur am Propagandakolleg in Rom, starb leider schon drei Jahre nach seinem Amtsantritt (26. Mai 1932). Bei einer Gesamtbevölkerung von 300.000 Chinesen zählt das Vikariat 30.000 Katholiken. Ein Bruchteil davon stammt von alten katholischen Familien, die aus südlichen Provinzen nach der Inner-Mongolei einwanderten. Die Mehrzahl verdankt ihre Bekehrung der Arbeit der Scheuter Missionare innerhalb der letzten 60 Jahre.

IV. Bischof Matthäus Ly, Titular von Tloz, wurde am 2. März 1933 zum Apostolischen Vikar von Nachow (Provinz Szechwan-China) erwählt. Er ward 1877 im Vikariat Suisu geboren und machte auch am dortigen Seminar seine Studien. Nach seiner 1910 erfolgten Weihe fand er zunächst in der Seelsorge Verwendung. Er wurde Dekan, dann Lehrer für Latein und Chinesisch an dem kleinen Seminar von Suisu. Als man Nachow 1929 durch Trennung von Suisu zur Apostolischen Präfektur erhob, ward Msgr. Ly der erste Präfekt.

Das jetzige Apostolische Vikariat Nachow zählt augenblicklich bei einer Gesamtbevölkerung von einer Million nur 7000 Katholiken.

V. Bischof Joseph Tjoei, Titularbischof von Tanais, geboren 1876, ward am 2. März 1933 zum Apostolischen Vikar von Jungnien (Provinz Hopeh-China) gewählt. Im Boxeraufstand 1900 wurden ihm Mutter, Bruder und Schwägerin ermordet. Ein Bruder wirkt als Jesuitenpater im Vikariat Sienshien. Nach den Studienjahren



60 Jahre in Hinterindien. — Am 6. Juni feierte Bischof Gendreau sein diamantenes Priesterjubiläum. Er hat 60 Jahre in Tonking zugebracht, davon 46 als Bischof. Für seine Diözese Hanoi hat er nacheinander vier Koadjutoren geweiht. Hanoi zählt 164.621 Katholiken, während die losgetrennten Sprengel Hung-Hoa und Phat-Diem 160.000 und 315.000 Gläubige haben. Mit dem Missionsveteran, der allgemein als Vater geliebt und verehrt wird, arbeiten in den drei genannten Gebieten 315 annamitische Priester, 95 auswärtige Missionäre und über 800 Katechisten. (Fides.)

im Seminar Sienshien ward der Erwählte 1904 zum Priester geweiht. Er galt als ausgezeichnete Seelsorger, da er 1929 bei der Errichtung der Präfektur Jungnien an deren Spitze berufen wurde. Jungnien, seit 1933 Vikariat, zählt bei einer Gesamtbevölkerung von 2 Millionen 40.000 Katholiken und 19 chinesische Priester.

Vom einheimischen Alerus. Die Weihe der fünf asiatischen Bischöfe, die Pius XI. am 11. Juni in der Peterskirche vornahm, lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß bald 20 Prozent der asiatischen Katholiken unter einheimischen Bischöfen



Eingeborener Klerus in Nigeria. — Ein Zentralseminar, das in West-Nigeria eröffnet wurde, stellt den bescheidenen Anfang für die Heranbildung eines einheimischen Klerus dar. — Die Missionäre, die 1862 an der Beninküste landeten, fanden einen merkwürdigen Zustand vor. Katholische Sklaven, die von Brasilien heimgekehrt waren, hatten in ihrer neugegründeten Kolonie keinen Priester. Sie wählten einen aus ihrer Mitte und nannten ihn Vater Anton. Eifrig war er bestrebt, seinen Landsleuten in ihren religiösen Nöten beizustehen. Er spendete Tausen und tröstete die Sterbenden. (Fides.)

stehen, während 60 Prozent bereits von einheimischer Geistlichkeit betreut werden.

Indien zählt 2000 einheimische und 1500 ausländische Priester. Von 3,500.000 Katholiken werden 30 Prozent oder über eine Million von indischen Bischöfen geleitet, während eine weitere Million Gläubige von indischen Priestern im Verein mit auswärtigen betreut wird.

In Hinterindien beträgt die Zahl der eingeborenen Priester 1100 und die der auswärtigen nur mehr 360. In Phat-Diem, wo Bischof Tong Koadjutor werden soll, wohnen nur 8 Prozent von den 1,300.000 Katholiken Indochinas, aber 800.000 von den Katholiken des Landes unterstehen dem einheimischen annamitischen Klerus.

China hat 1420 eingeborene und 1980 fremde Priester. In den 19 Sprengeln, die unter chinesischen Kirchenoberhäuptern stehen, erreichen die Katholiken fast eine halbe Million; man hat berechnet, daß eine weitere Million Gläubige — von den insgesamt 2,500.000 — zu Missionsstationen gehört, die von chinesischem Klerus geführt werden.

Japan mit 62 einheimischen und 222 fremden Priestern weist nur eine Diözese mit einem japanischen Bischof auf. Allerdings finden sich dort — in Nagasaki — zwei Drittel der 100.000 japanischen Katholiken. Korea hat 64 einheimische und 81 auswärtige Priester. Von den insgesamt

100.000 Gläubigen befinden sich 40.000 in der Obhut von Koreanern.

Missions-Veteranen. 57 Jahre als Missionär in China! Welche Unsumme von Opfern, welche Fülle von Erlebnissen heiterer und ernster Art ein solches Leben in sich schließt, weiß eigentlich nur der, der es mitgemacht hat. In diesen Tagen rüftet sich die Gesellschaft der Scheiter Missionäre, das 60. Jahr der Priesterweihe eines der Ihrigen zu begehen. Es ist Mgr. Hubert Otto, der ehemalige Apostolische Vikar von Kansu, der, in Brüssel am 12. September 1850 geboren, zuerst in Belgien, dann am Propagandakolleg in Rom studierte und am 9. Juni 1873 im Lateran zum Priester geweiht wurde. Schon drei Jahre später, am 28. Februar 1876, verläßt er Brüssel, um als Missionär nach der Mongolei zu ziehen. Von 1890 ab treffen wir ihn durch 20 Jahre als Apostolischen Vikar von Kansu.

Nach seiner Resignation im Jahre 1918 verwaltete er neuerdings das verwaiste Vikariat bis 1921 und ein zweites Mal im Jahre 1923. Seitdem lebt er bei seinen Mitbrüdern im mongolischen Vikariat Ringsta und führt Kinder und Katechumenen in die Heilswahrheiten ein.

Bischof Otto kann auf einen 50jährigen ununterbrochenen Aufenthalt in China zurückschauen. 1910 bei einer Bischofskonferenz

Unter den Ausfährigen Neukaledoniens. — Die Schwestern der Gesellschaft Mariens nehmen sich hingebungsvoll der Leprosenstation Ogne auf Neukaledonien an. Fast jedes Eiland des Stillen Ozeans ist jetzt von den Missionären erfährt. 100 Jahre sind es, daß das erste Apostolische Vikariat in Ozeanien gegründet wurde, und bereits zählt man in dieser früher dem Glauben verschlossenen Gegend 239.890 einheimische und 1.500.000 europäische Katholiken.

(Fides.)



in Simantze, sah er zum erstenmal wieder nach 34 Jahren die Eisenbahn. Man schlug ihm vor, einen kleinen Abstecker nach Tientsin, Peking, Schanghai zu machen und sich die modernen technischen Errungenschaften anzuschauen. Seine Antwort war ablehnend. „Meine Mitbrüder schreiben mir häufig von Brüssel“, meinte er, „und ich weiß ganz gut, was ein Automobil oder eine elektrische Tram ist; aber ich habe keine Sehnsucht, sie zu sehen.“ Damit stieg er in seinen alten Maultierwagen und hinterdrein folgte ihm die Kamelkarawane mit dem Gepäck. Eine bewundernswerte Fähigkeit hat ihn zeitlebens nicht verlassen. Nur fühlte er, als er im Jahre 1918 zum drittenmal dem Typhus erkrankte, ein gewisses Schwinden des Gedächtnisses und der anderen Kräfte. So legte er sein Amt als Apostolischer Vikar nieder. Aber noch heute vergeht kein Tag, wo er nicht mehrere Stunden Katechismus lehrt — mit seinen 83 Jahren!

Migr. Otto war immer und vor allem Katechet. Es war immer seine Lieblingsbeschäftigung, in die Seele der Katechumenen und ihre Verschlossenheit einzudringen, sie aus der geistigen Trägheit aufzurütteln und für Christi Lehre zu gewinnen. In einem Brief an einen alten Mitbruder macht er Andeutungen über seine „Methode“:

„... Ich spreche mit diesen braven Leuten so, wie ich es mit meinen Brüdern und Schwestern täte und — es geht...“

Heute noch schickt ihm der Apostolische Vikar von Ningxia die jungen einheimischen Priester nach ihrer Weihe zu. Er weiß, daß ein Aufenthalt bei dem alten, erprobten Kämpfer ihnen unschätzbare Vorteile bringt, bevor sie auf Seelenfang ausgehen. Migr. Otto hat sein Wissen auf diesem Gebiet durch zahlreiche Artikel auch andern zugänglich gemacht. Noch 1931 hat er trotz seiner 80 Jahre eine Erklärung zum großen, in China allgemein eingeführten Katechismus veröffentlicht. Zu seinem Jubiläum konnte er seinen Mitbrüdern eine „Sammlung von Katechesen“ überreichen.

Es war vor zwei Jahren. Bischof Otto hält wie gewöhnlich ruhig seine Katechismusstunde. Da klopft ihm jemand auf die Schulter. Er wendet sich um und sieht einen jungen Soldaten, der seinen Revolver auf ihn richtet und ihm bedeutet, zu folgen. Der Greis verliert keinen Augenblick die Ruhe; es ist ja nicht sein erstes Abenteuer dieser Art bei seinen 81 Jahren! Und er geht mit dem Soldaten. Der aber begeht die Unflughheit, als erster das Haus zu verlassen. Kaltblütig und rasch entschlossen schließt Migr. Otto die Tür hinter ihm ab, hängt die Kette

ein und nimmt seinen Unterricht wieder auf . . .

Auf 60 Jahre in Tibet und Lhasa, dem heute Tatsienlu genannten Vikariat, kam Bischof Giraudeau zurück, der bereits am 17. März seinen 83. Geburtstag feiern durfte. Bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges kam der ehemalige Kavallerieoffizier in das Land der Lamas. Seit mehr als 50 Jahren befaßt er sich mit dem Studium des Tibetani- schen. Sein Lateinisch-Tibetanisches Wörterbuch wird binnen kurzem mit Ergänzungen herauskommen, auch ein Tibetani- scher Katechismus und andere religiöse Werke erweisen ihn als Kenner der Sprache.

Von der Katholischen Universität in Peking.

Mit Schreiben vom 27. April 1933 hat die Propagandakongregation im Namen und Auftrag des Heiligen Stuhles die Katholische Universität Peking förmlich an die amerikanische Provinz der Gesellschaft vom Göttlichen Wort (Stepler) übertragen. Die Zukunft des bedeutamen Institutes, das von Anfang an dem Heiligen Vater sehr am Herzen lag, erscheint so am besten sichergestellt.

Der Gedanke einer Katholischen Universität in Peking geht auf einen katholischen Literaten Chinas, Herrn Vinzenz Ding zurück, der 1926, kaum ein halbes Jahr nach der

Gründung des Institutes, starb. Der Heilige Vater unterstützte den Plan auf jede Weise. Insbesondere bemühte er sich, die 14 Benediktinerklöster Amerikas für seine Verwirklichung zu gewinnen. Was die zielbewußte Energie des Benediktineroblaten Dr. Barry O'Toole und Dom Aurel Stehles, des Abtes von St. Vinzenz in Beatty-Pennsylvania, für den Aufschwung des beginnenden großen Werkes getan hat, wird unbergessen bleiben. So bedeutete auch der Tod des Abtes Stehles für die Universität einen empfindlichen Schlag, der durch die erhöhte Tätigkeit Dr. O'Tooles kaum ausgeglichen werden konnte.

Aufgabe der Stepler wird es nun sein, die Universität, die in den Augen des Heiligen Stuhles eines der Hauptbollwerke der Katholischen Kirche in Asien darstellt, zu neuer Blüte zu bringen und ihr in den Vereinigten Staaten Freunde und Gönner zu erwerben.

Die Universität Peking ist zur Zeit von 1000 Studenten besucht. Der Lehrkörper (72 Professoren) setzt sich zusammen aus 16 Amerikanern, 6 Europäern und 50 Chinesen.

Taufe eines Königs im Tanganjika-Gebiet.

Berslossenen Karfreitag, den 15. April, wurde König Gwassa Joseph, Herrscher von Uha, durch Bischof Birraux, den Apostoli-



Mit 102 Jahren getauft. Sie kam ein ganzes Jahrhundert zu spät zur Taufe, könnten wir sagen, die wir im katholischen Glauben geboren sind. Um so mehr schätzt die steinalte Anna Sono Takahashi das Glück der Taufgnade. Den Unterricht erteilten ihr die Dominikanerinnen von Satodate. (Fides.)

schen Vikar von Tanganjika, getauft. Die Zeremonien fanden im Seminar der Weißen Väter zu Ujiji statt, der Vizegouverneur Bagshawe hatte die Rolle des Taufpaten übernommen. Auch die Gemahlin des Königs, Elisabeth, und die beiden Töchter Therese und Maria, wurden mitgetauft.

König Gwassa Joseph gehört dem Stamm der Mutji an, die ihrerseits einen Zweig der Hamiten bilden. Jahrhundertlang ha-

ben die letzteren das ungeheure Gebiet der Großen Seen beherrscht. Schon vor seiner Wahl zum König war der Getaufte entschlossen, Christ zu werden. Demgemäß verbat er sich bei den Thronbesteigungsfeierlichkeiten jede Zeremonie, die gegen das christliche Empfinden verstoßen könnte. Es ist König Gwassa hoch anzurechnen, daß er allen Lockungen anderer Häuptlinge zum Trotz an der christlichen Eihe stets festhielt. (Fides.)

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vergingen. Die Sehnsucht nach den Kindern ließ ihm keine Ruhe. Zu leicht fast machten die Massai ihm die Flucht, als daß er nicht den Versuch hätte wagen sollen.

Als er eines Morgens wieder einmal mit dem Wächter zum Brunnen ging, wollte er seinen Plan ausführen. Sie hatten kaum die scharfe Biegung des Pfades hinter sich, da hieb Jumbo den schweren Tonkrug auf den Kopf des Wächters, daß die Scherben flogen. Lautlos brach der Massai zusammen. Rasch riß ihm Jumbo das Messer aus dem Gurt und rannte in die Steppe hinaus. Das hohe Gras verdeckte ihn völlig.

Der Urwald war sein Ziel. Hatte er den erreicht, dann war er sicher. Denn die Massai sind wohl gute Steppenkrieger, aber im Walde finden sie sich schwer zurecht. In wilder Hast eilte Jumbo voran. Ein Labyrinth von schmalen Wildpfaden durchzog das Gras. Um sich nicht zu verirren und ungewollt den Massai in die Arme zu laufen, stieg er auf einen Ameisenhügel und hielt Umschau. Er war auf dem richtigen Wege. Vor ihm lag der Urwald. Also voran!

Da tönte plötzlich von fern aus dem Lager der Massai lautes Lärmen und Schreien. Entweder war der Wächter aus der Betäubung erwacht und hatte Meldung gebracht, oder die Weiber, die einige Zeit später zum Brunnen gingen, hatten ihn dort liegen gefunden. Jetzt hieß es alle Kräfte anspannen. Schon verstummte der Lärm im Lager der Massai, ein Zeichen, daß die Verfolgung be-

gonnen hatte. Die Massai waren gute Läufer. Jeden Augenblick fürchtete Jumbo, aus einem der zahllosen Seitenpfade die Verfolger heranstürmen zu sehen. Da, noch einige Sätze, und Jumbo hatte die ersten



Eine Lieferung von Fadennudeln in der Mandchurei. Es ist nicht so einfach, das Gleichgewicht für diesen Wollenträger von Schachteln zu bewahren und dabei das Rad zu lenken. (Fides.)

* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Büsche des Urwaldes erreicht. Atemlos drang er ein und hieb sich mit fiebernder Hast einen Durchschluß durch das Dickicht. Armstärke Lianen und lange Dornen hielten ihn auf. Endlich traf er auf einen Elefantenpfad. Mit neuem Mut ging es weiter. Aber seine Kräfte schwanden, und er taumelte vor Erschöpfung. Er hielt inne und lauschte . . .

Weit und breit kein verdächtiger Laut! Nur die Urwaldstimmen ließen sich hören. Fumbo drang etwas seitwärts vom Weg, kurz vor einer Lichtung, in das Gebüsch, um zu rasten.

Gewaltige Baumriesen mößten über ihm ein grünes Dach. Nur von der Lichtung her fiel ein schwacher Strahl in das Dämmerdunkel des Urwaldes. Oben im Geäst, wo die Schlingpflanzen ein undurchdringliches Gewirr bildeten, tumte eine kleine Schar von Kolobus-Affen, schöne Tiere mit schwarzweißem Samtsfell und langem, buschigem Schwanz. Sonst regte sich kein Leben. Totenstille ringsum! Ganz fern nur tönte das Rauschen eines Wasserfalles.

Horch: klangen da nicht Tritte?

Die Affenschar wurde unruhig und war wie der Blitz in dem Lianengewirr verschwunden.

Fumbo hielt den Atem an und horchte . . .

Das Geräusch wurde lauter. Waren es Elefanten, die zur Tränke gingen? Wohl kaum! Denn es war ja Vormittag. Auch waren die Tritte zu leicht. Sollten etwa die Massai auf dem feuchten Pfad die Spuren entdeckt haben? Dann aber hieß es: fort zum Fluß, so schnell ihn die Füße trugen! Die Spuren würden seinen Rastplatz verraten.

Vorsichtig bog Fumbo die Büsche auseinander. Und, o Schreck, vier oder fünf Massai kamen langsam den Pfad herauf. Schnell sprang Fumbo aus dem Gebüsch und setzte in langen Sprüngen über die Lichtung. Lautes Geheul empfing ihn. Eine Schar brauner Gestalten stürzte ihm nach.

Auf der andern Seite der Lichtung setzte sich der Elefantenpfad fort. Im letzten Augenblick entdeckte Fumbos geübtes Auge an der Ausgangsstelle der Lichtung eine mit Ästen und Gras verdeckte Fanggrube für Elefanten. Geschickt drückte er sich am Gebüsch vorbei, trotz Stacheln und Dornen.

Die Massai merkten nichts von dem Hinterdum. Heulend stürzten sie über die Lichtung, und schon lagen die ersten in wirrem Knäuel in der vier bis fünf Meter tiefen Grube. Fumbo gewann einige hundert Schritte Vorsprung. Lauter wurde das Brausen des Wasserfalles. Die Rettung war nahe. Schon weitete sich der Pfad. Noch eine kleine Krümmung, und vor ihm rauschte der Fluß, der seine Wasser mit rasender Wucht und betäubendem Getöse durch die Risse jagte.

Was tun? Hier durchschwimmen? Unmöglich! Der Strom hätte ihn an den Felsen zerquetscht. Fumbo schaute nach links. Wenige Schritte am Ufer entlang spannte sich zwischen zwei Baumriesen eine Hängebrücke aus Lianensträngen über den schäumenden Fluß. Dort winkte die Freiheit.

„Über die Brücke! Die Lianen durchschneiden! Gerettet!“ so dachte Fumbo und rannte auf den Baum zu. Da! — Zu seinem größten Entsetzen sah er von links eine andere Schar Massai heraneilen, an der Spitze Meshuggo, der Schnellfuß. Beide stutzten. Beide sahen die Brücke. Jetzt galt's auf Tod und Leben! Wer wird der erste sein? Wer der Sieger?

Fumbo flog wie ein gehektes Wild über den Rasen und erreichte einige Schritte vor Meshuggo den Baum. Mit der letzten Kraft schwang er sich empor. Meshuggo ihm nach, das breite Messer quer im Mund. Fumbo jagte über die schwankende Brücke. Meshuggo gleichfalls. Die alten, morschen Lianen knirschten und knarrten an allen Enden. Werden sie halten? Atemlos standen die Massai am Ufer und erwarteten mit Spannung und Grausen den Ausgang des Wagnisses. Schon hob Meshuggo das Messer zum Todesstoß. Da glitt der müde Fuß Fumbos auf den feuchten, fauligen Lianen aus. Ein lauter Krach! . . . und die Brücke barst mitten entzwei unter der Wucht des Falles. Mit gellendem Schrei stürzten beide in die Tiefe.

Fumbo packte noch eben einen Lianenstrang; dieser war am jenseitigen Baum befestigt. Schnell kämpfte er sich durch Strudel und Wellen und — war gerettet. Ein Wutgeheul der Massai! Ein Hagel von

Wurfspeeren schwirrte über den Strom, ohne das Opfer zu erreichen.

Meschuggos Leiche aber ward nie wieder gesehen.

Fumbo ging noch eine Strecke stromaufwärts, so daß die Massai ihn vom andern Ufer aus sehen konnten. Dann bog er in den Urwald ab, kehrte um und zog auf einem Wildpfad stromabwärts dem Pangani zu. Die List gelang. Die Massai ließen sich täuschen. In der sicheren Annahme, Fumbo werde stromaufwärts in sein Land zurückkehren, folgte ihm eine Abteilung am jenseitigen Ufer, um oberhalb der Wasserfälle hinüberzuschwimmen und den Tod Meschuggos zu rächen.

Es wurde Abend, es wurde Morgen.

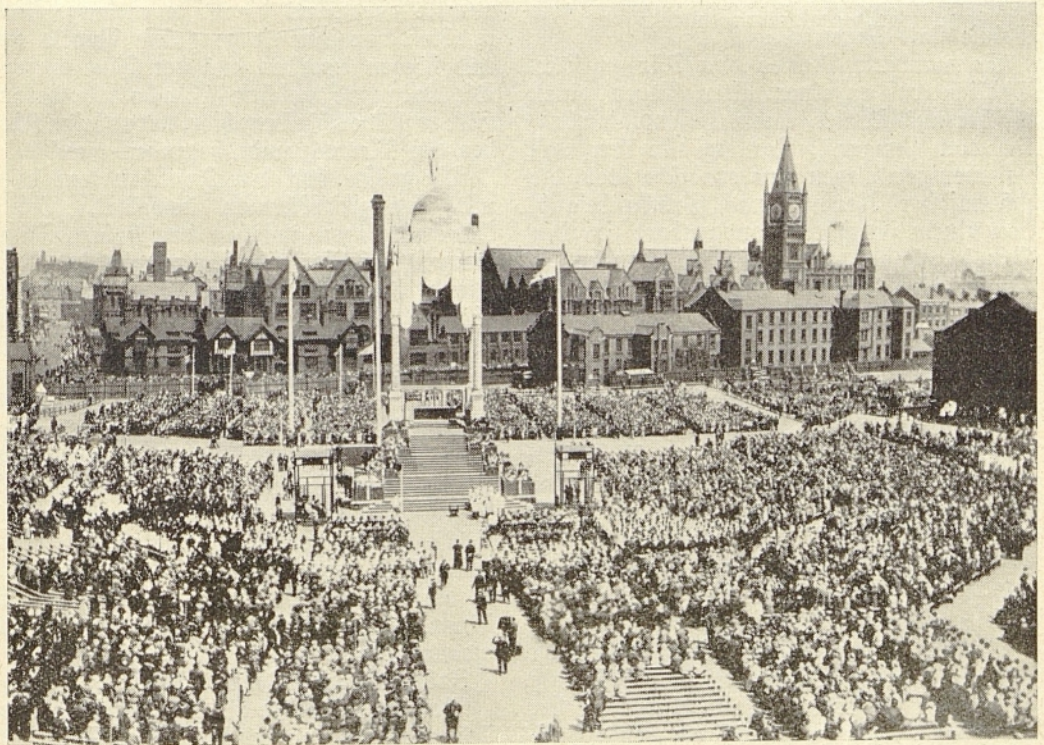
Frisch gestärkt, vom Nachttau bedeckt, erhob sich Fumbo und sandte aus tieffstem Herzen das alte Frühgebet der Wadschagga zum Schöpfer der Wälder und Menschen:

Rua ongiringa, ngambaa, ngatsinda, kungingasenu ngitsinde, kunginenge na kindo kyelya, Mangi! — „O Rua, du hast mich behütet, ich habe geruht und die Nacht zugebracht; behüte mich auch heute und gib mir Nahrung, Herr!“

Einige Waldfrüchte stillten den Hunger. An dem Pangani angekommen, zimmerte er mit dem Beilmesser, das er dem Massaiwächter bei der Flucht weggenommen hatte, ein leichtes Rindenboot, belud es mit Waldfrüchten und fuhr den Strom hinab der Küste zu.

Manches Abenteuer war zu bestehen. Mehr als einmal wurde das Boot von Nilpferden umgeworfen, und nur mit knapper Not entkam er dem Rachen der Krokodile.

Von Tag zu Tag erweiterte sich der Strom. Die Ufer traten auseinander. Völl Erwartung und Bangen schlug sein Herz, und die Sehnsucht nach den Kindern trieb



Feierliche Grundsteinlegung der neuen Kathedrale in Liverpool. Sie wird nach ihrer Fertigstellung 50.000 Personen fassen und an Größe nur hinter der St.-Peters-Kirche in Rom zurückstehen. Die Baukosten werden auf drei Millionen Pfund Sterling geschätzt. Blick auf das feierliche Hochamt im Freien anlässlich der Grundsteinlegung. (Atlantic.)

ihn zur Eile. Ob sie noch lebten? Dessalo, die Kleine, die er damals aus den Klauen des Zauberers gerettet hatte? Und Daringo, der künftige Häuptling von Kilema? Nach einer letzten Biegung weitete sich der Fluß und mündete in eine herrliche Bucht. Rechts ragten bewaldete und malerische Uferhöhen, an deren Fuß sich den Fluß entlang ein Dorf hinzog. Links lag die Stadt Pangani mit ihren weißen Steinhäusern und grauen Lehmhütten unter einem Walde schlanker Kokospalmen. Und vor ihm die Bucht mit ihren Fischerbooten und sonnenglänzenden Segeln, dahinter das weite, endlose Meer.

Fumbo stieg an Land, verbarg sein Kinderboot im Ufergebüsch und ging in die Stadt, um nach den Kindern zu forschen. Aber niemand wußte Auskunft.

„Sklavenkarawane? Aus dem Innern des Landes?“ meinte ein Araber mit pfißigen, giftigen Augen. „Der Spaß wird teuer und selten. Seitdem die Donnerboote der Weißen an der Küste kreuzen, fangen wir Mäuse statt Reger.“

So wanderte Fumbo von Tür zu Tür. Endlich traf er einen alten Neger, einen Fischer aus Tanga, einem Hafenplatz nördlich von Pangani. Der erzählte ihm, daß vor wenigen Tagen eine arabische Daul, die sich auf der Überfahrt nach Pemba befand, von einem deutschen Kanonenboot in den Grund gebohrt worden sei. „Ich habe die Unglücklichen gesehen, wie sie, zu Skeletten abgemagert, dahinschwanken. Ich sah, wie man die Armen in das Schiff trieb und sie wie Kinder zusammenpferchte. Vom Kilimandscharo, sagte man, seien sie gekommen!“

„Sagst du die Wahrheit?“ unterbrach Fumbo hastig die Erzählung des Alten und packte seinen Arm, als wolle er sich an eine letzte Hoffnung klammern. „Und du sahest unter ihnen zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, meine Kinder? Sag, sahst du sie? — Ich bin der Vater und ihnen gefolgt, um sie zu retten.“

Traurig schüttelte der Fischer den Kopf. „Deine Kinder? Ob ich sie sah? Ich weiß es nicht. Es waren viele Kinder in der Karawane. Doch du brauchst dir wenig Hoffnung zu machen. Als die Araber von ferne den Rauch aufsteigen sahen, banden sie die Sklaven an lange, schwere Ketten. Das Kanonenboot kam näher. Die Flucht war

nicht mehr möglich. Darum stieß man die Sklaven über Bord und versenkte sie ins Meer. Ja, ja, ich kenne die Araber, diese Menschenjäger! Mehr als einmal sah ich lange Ketten von Menschen im Wasser versinken und konnte nicht helfen. Die Araber lassen ihre Opfer nicht lebend in die Hände der Weißen fallen. Auch meine Kinder wurden entführt. Ein Händler lockte sie mit Süßigkeiten auf sein Schiff, fuhr ab und kam nicht wieder. Irgendwo werden sie sich die Augen wund weinen und sich krümmen unter der Peitsche der Aufseher. Besser tot am Meeresgrund, wie deine Kinder, als lebend in der Sklaverei der Araber!“ Der Alte schwieg, und in seinen Augen standen große Tränen.

Wie Keulenschläge trafen Fumbo diese Worte. Was nun? Sollte er heimkehren? Allein? Ohne die Kinder? — Nein!

Er verließ die Stadt, schob sein Kinderboot aus dem Ufergebüsch ins Wasser und ruderte nordwärts die Küste entlang. Bald tauchten vor ihm einige grüne Punkte auf und stiegen langsam aus der Flut empor: Die Karange-Inselchen. Fumbo fuhr heran. Hier wollte er bleiben, hier, wo er seine Kinder am Meeresgrunde begraben glaubte.

Die größte von den Inselchen war dicht mit Mangrovebäumen bemaldet. Bunte Muscheln lagen zwischen den hohen Stelzwurzeln im Uferland. Mäwen freisten kreischend über den Wellen. Aus den Uferpfützen, die bei der Ebbe zurückgeblieben waren, holten sie sich Fische und andere Wassertiere. Dieses grüne, menschenleere Eiland wurde Fumbos Königreich. Ein kleines Quellchen bot reichlich Trinkwasser. Eine Hütte aus Ästen und Palmblättern wurde seine Wohnung. Aus Seegras und Schilf flocht er sich ein Mattensegel für das Schiff. Angel und Netz brachten ihm Nahrung. Und suchte er Unterhaltung, so hatte er die Mäwen, die Fische, das Meer mit seinen Wellen und über sich den weiten blauen Himmel . . .

Jahre kamen. Jahre gingen.

Weit an der Küste hin war der stille Einsiedler bekannt, er und sein tiefes Leid. Den Fischer von Karange hieß man ihn. Und in klaren Nächten, wenn Himmel und Meer von tausend Sternen funkelnd glänzten, sah man wohl von der Küste aus ein fernes

Der Dom von Trier. Der Erzbischof von Trier hat beschlossen, aus Anlaß des Heiligen Jahres den Heiligen Rock öffentlich auszustellen. Der Heilige Rock liegt im Domschatz von Trier. Das letzte Mal wurde er vor 40 Jahren gezeigt. (Atlantic.)



Licht auf dem Wasser umherirren. Dann zeigten die Kinder mit den Fingern übers Meer, und die Leute flüsterten sich mit heimlichem Schauer zu: „Seht dort! Der Fischer von Karange sucht die Seelen seiner Kinder!“

7. Die Taufe des Häuptlingssohnes.

Es war am Abend vor Weihnachten, am Heiligen Abend. Auf der Missionsstation von Bagamoho, die etwa zehn Minuten nordwärts von der gleichnamigen Stadt am Meere liegt, rüstete man sich für die kommenden Tage. Eine Schar Knaben und Mädchen kehrte von den Pflanzungen heim, die Hacke über den Schultern und ein frohes Lied und Scherzworte auf den Lippen. Es waren zumeist Sklavenkinder, die von den Missionären auf dem Sklavenmarkt von Sansibar losgekauft waren und in der Mission eine neue Heimat gefunden hatten.

Pater Franz, ein Fünfziger mit grauem Bart und guten, aber festen Blauaugen, wandelte auf der Veranda des Hauses der Patres. Von Zeit zu Zeit schweifte sein

Blick die lange, schattige Mango-Allee entlang auf das abendliche Meer, das in der Spätsonne von rotgoldenen Lichtern brannte und flammte. Eine angenehme frische Brise strich von der Küste herüber und trug eine üppige Fülle berausenden Duftes mit sich aus tausend Blüten und Blumen.

Pater Franz ließ sich noch einmal die Festpredigt für morgen durch den Kopf gehen. Er hatte seinen Schwarzen gar viel zu erzählen von dem Gottessohn, der Mensch geworden sei für alle Menschen, der die Schwarzen genau so liebe wie die Weißen, ja fast noch mehr, weil sie ärmer sind und — dankbarer oft als so mancher stolzer Weißer. Aber heute Abend kam er mit feinen Gedanken nicht vom Fleck. Kaum hatte er sich gesammelt, da liefen ihm die Gedanken wieder fort, weit, weit nordwärts, immer weiter nordwärts, über Meer und Alpen und Rhein, bis sie in einem Dörflein halt machten. Noch einige Schritte durch den hohen Schnee, der Berg und Tal in weiche Decken hüllte, dann knarrte die alte Gartentür, der Schnee knirschte, die Haustür klingelte, und

verstohlen stiegen die Gedanken die alte, traute Winkeltreppe hinauf. Oben schlüpfen sie auf heimlichen Füßen ins kleine Wohnstübchen und hockten sich in den Großvaterjessel am knisternden Feuer. Ein verheißungsvoller Tannenduft schwebte in der Luft, und an die mit Eisblumen überhauchten Fenster rieselten feinste Flocken. So saß der kleine Franz mit den Geschwistern im dunklen Abendstübchen und sann und träumte, und drinnen im Herzen sangen silberne Weihnachtsglocken. Da huschte durch das Schlüsselloch der „guten Stube“ ein schwacher Lichtschimmer. Die Tür ging auf, und jauchzend standen die Kinder mit glänzenden Augen vor dem strahlenden Weihnachtsbaum und all den anderen Herrlichkeiten.

Ja, ja! Damals war es, in jener seligen Christnachtstunde, als er schüchtern und zaghaft dem Vater auf den Schoß kletterte und ihm ein Geheimnis, einen lang gehegten Herzenswunsch ins Ohr flüsterete. Die Mutter lächelte, sie kannte ihn ja.

„Vater, gelt? Das Christkind hat doch alle Kinder lieb?“

„Freilich, Kind!“ antwortete der Vater und schloß seinen Jüngsten in die Arme.

„Nun, Vater, dann hast du doch auch alle Kinder lieb?“

„Gewiß, dich, den Bruder, die Schwester, euch alle!“

„Aber wir drei sind doch nicht alle Kinder“, fuhr der kleine Franz fort, ein wenig verwirrt über die Antwort des Vaters. Der aber lächelte. Er wußte auch, was kommen sollte. Die Mutter hatte es ihm schon gesagt.

„Vater“, fing Franz wieder an, dem inzwischen ein guter Einfall gekommen war, „wenn ich jetzt bei einem bösen Mann wäre, der mich immer schlägt, und wenn ich nichts wüßte vom Christkind und vom Himmel und nicht getauft wäre, was würdest du dann tun?“

„Dann ginge ich zu dem bösen Mann und würde ihm sagen, er dürfe dich nicht schlagen . . .“

„ . . . und würdest mir vom Christkind erzählen, wie es alle Kinder lieb hat, und würdest mich taufen, daß ich in den Himmel komme, auch wenn ich ein Sklave wäre und ein schwarzes Gesicht hätte und in Afrika —“

Franz biß sich auf die Zunge. Das war zu viel gesagt. Jetzt mußte alles heraus.

„Und, Vater, wenn — wenn ich Missionär würde?“ Gott sei Dank! Es war draußen. „Nicht wahr, Vater, du sagst ja? Gelt? Ja!“

Und der Vater sagte ja, hatte schon längst ja gesagt. Franz wurde Priester und Missionär —

Und nun sind es schon zwanzig Jahre her, daß er in Afrika weilte. Zwanzigmal schon hatte er hier Weihnachten gefeiert. Es waren schwere Jahre gewesen, Jahre der Arbeit und Enttägung. Aber die Saat war aufgegangen, und sein Bagamoyo entfaltete sich herrlich. Ein Gebäude nach dem andern entstand, Kirche, Schule, Waisenhaus, Spital, Werkstätten aller Art, Patres- und Schwestersternhaus. Das kleine Christendorf Sankt Joseph zählte schon hundert Negerfamilien. Der Boden war urbar gemacht und prangende Pflanzungen von Kokospalmen und anderen Nutzpflanzen waren angelegt. Vater Franz konnte zufrieden sein. Auch im Innern des Landes waren schon drei Stationen gegründet und in acht Tagen wollte er eine neue Reise unternehmen. Der Häuptling Kujagira am oberen Ruwu im Lande der Wakami hat um Missionäre.

Während Vater Franz so dachte und sann, zog drunten eine Gruppe Knaben vorüber, die eine große Palme in die Kirche trugen.

„Halt!“ dachte Pater Franz. „Da träume ich hier und hätte bald die Hauptsache für das Weihnachtsfest vergessen.“ Er beugte sich über die Brüstung der Veranda. „He, Daringo, wenn du fertig bist, komm einmal zu mir aufs Zimmer!“

„Ich komme gleich, Vater“, entgegnete der Angerufene, der noch Katechumene war.

Pater Franz trat ins Zimmer.

Daringo war Pater Franzens Liebling, weil er lange Zeit sein Sorgenkind gewesen. Fast sind es drei Jahre her, daß man ihm den Knaben gebracht hatte. Pater Franz kehrte gerade vom Sklavenmarkt zurück, als ihm ein bekannter deutscher Seeoffizier einen Knaben mit großen, traurigen Augen zuführte. Auf Rücken und Brust sah man noch frisch vernarbte Wunden, die ihm die Sklavenpeitsche geschlagen hatte. Er war einer von den wenigen, die bei dem Untergang des Sklavenschiffes gerettet wurden. Als er nämlich das Rasseln der Ketten hörte, an die man die Sklaven kettete und ins Meer

versenken wollte; versteckte er sich hinter Kisten und Brettern. Das Herz klopfte zum Zerspringen vor Angst und Aufregung. Die Luke ging auf. Zwei Araber stiegen herunter, banden die Neger fest und trieben sie auf Deck. Dann ein Klatschen und Rauschen! — und alles war wieder still. Das Meer hatte seine Opfer verschlungen. Daringo zitterte am ganzen Leibe. Was wird geschehen? Plötzlich erscholl ein furchtbarer Donner über das Wasser. Das Schiff bebte und stand still. Dann ein Rauschen und Schwanken, als näherte sich ein anderes Schiff. Geschrei und Gezank hob an auf Deck. Auf der Schiffstreppe wurden Schritte laut. Die Luke öffnete sich wiederum. „Siehst du, Sidi“, keifte die Stimme des arabischen Kapitän's, „daß wir keine Sklaven an Bord haben?“ Der deutsche Offizier schien nicht ganz überzeugt zu sein und durchsuchte den ganzen Raum nach menschlichen Spuren. Da sprang Daringo hinter den Kisten hervor und rief: „Weißer, rette, rette mich!“ Der Araber griff zum Messer. Schon wollte er sich auf sein Opfer stürzen, als ihn der Offizier in die Ecke schleuderte und hinter sich den Schiffsraum zuschloß. Die Araber an Deck merkten, daß sie entlarvt waren. Ein kurzer, blutiger Kampf, und die Deutschen waren Sieger. Das Sklavenschiff wurde versenkt und Daringo war gerettet.

Unter der Pflege der Patres und Schwestern erholte sich der Knabe allmählich. Und mit den wachsenden Körperkräften wuchs auch der Haß gegen die Araber. Er konnte nicht vergessen, daß er einmal eine Mutter gehabt und eine Schwester, deren Gebeine jetzt bleichen im fernen Wüstenlande. Nein, er wollte und durfte es nicht vergessen. „Nie, niemals“, war der Schwur des Knaben. Das „wir vergeben unseren Schuldigern“ wollte nicht über seine Lippen. „Ich kann nicht, Vater! Ich kann nicht verzeihen! Sie haben mir die Mutter getötet und mein Schwesterlein den Hyänen zum Fraß gegeben. Kann ich die Mörder meiner Mutter und Schwester lieben? Ja, liebe ich dann noch meine Mutter, meine Schwester?“

„Doch, du kannst, Daringo“, hatte ihm Vater Franz oft gesagt und dabei tief ins dunkle Auge geschaut. „Der Heiland hat am Kreuz seinen Henkern verziehen und war doch des größten Häuptlings Sohn! Und

seine heilige Mutter? Hat sie nicht ihr gemordetes Kind geliebt und dennoch den Mördern verziehen? Dir verziehen, der du durch deine Sünden ihr Kind gekreuzigt hast? Hat sie nicht mit Jesu Worten gebetet: Vater, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun?“

Aber immer und immer schüttelte Daringo den Kopf und ging traurig fort von dem Vater, den er aus ganzem Herzen liebte. Es tat ihm leid, dem guten Vater weh zu tun. Aber er konnte nicht anders. Schon längst glaubte er an den Heiland und kniete oft vor dem Tabernakel und flehte, daß er doch verzeihen könne. So kämpfte der Knabe und rang und betete und weinte, und schließlich siegte die Gnade.

„Vater, ich kann!“ kam er vor einigen Tagen glückstrahlend aus der Kirche. „Gib mir die Taufe, daß meine Seele weiß werde!“ Und heute nacht sollte er sie erhalten und die erste heilige Kommunion empfangen.



Bischof Sproll von Rottenburg vor dem Mikrophon gelegentlich der Jungmännertagung in Ulm. (Atlantic)

Nach geraumer Zeit trat Daringo ins Zimmer. An seinem frischen, kräftigen Aussehen merkte man nichts mehr von den ausgestandenen Strapazen und Qualen.

„Mun, Daringo“, begann Pater Franz, „habt ihr die Krippe fertig fürs Christkind?“

„Ja, Vater, eben haben wir noch die letzte Palme in die Kirche getragen.“

„Ist deine Krippe auch fertig, um das Christkind aufzunehmen?“ Dabei zeigte Pater Franz auf das Herz des Knaben. Daringo verstand, fiel auf die Knie und drückte stürmisch die Hand des Vaters an die Lippen.

„Heute nacht, Vater? Die Taufe? Die erste heilige Kommunion? Oh, ich danke, ich danke! Ja, ich kann verzeihen, ich will verzeihen!“

„So, nun hör einmal, Daringo!“ Der Knabe stand auf und setzte sich auf einen Stuhl neben den Vater. „Ich habe noch eine Nachricht für dich. Du weißt, daß der Häuptling Kujagira Missionäre für sein Land haben will. Noch in der nächsten Woche werde ich eine große Karawane ausrüsten und aufbrechen, bevor die Regenzeit das Land überschwemmt und unwegsam macht. Da muß ich einen treuen Begleiter haben. Ich dachte an dich. Willst du mit und dem Christkinde die Wege bereiten helfen?“

In Daringos Augen leuchtete und lachte die Freude. „Gern, Vater, gern! Ich bleibe bei dir. Ich gehe mit. Und, Vater“, der Glanz seines Auges wurde feucht und weh, „du bist so gut heute, darf ich deine Güte noch um eine andere Gnade bitten?“

Pater Franz nickte ihm ermunternd zu. Er ahnte, was seinem Liebling im Herzen brannte.

„Vater, darf ich später einmal wieder heimkehren zum Kilimandscharo, wo mein Vater und meine Brüder wohnen? Darf ich ihnen vom Christkinde erzählen und die Taufe bringen? Mutter und Schwester starben und waren nicht getauft. Wo mögen sie jetzt sein? Soll auch mein Vater sterben ohne Taufe?“ Heißes Schluchzen erstickte seine Stimme und Tränen rannen ihm aus den Augen.

Begütigend faßte Pater Franz seine Hand. „Du darfst nicht traurig sein. Vertraue! Gott ist gut. Du hast mir viel von der Mutter und Schwester erzählt. Sie waren

gut. Darum ist auch Gott gut und wird es ihnen lohnen. Und hoffe, du wirst sie wieder sehen. Bete für sie und für deinen Vater! Ich habe schon lange daran gedacht, einmal zu dem großen Berge zu gehen, wo dein Volk die Bananen pflanzt und die Herden weidet. Wenn du im Glauben gefestigt bist, sollst du deine Brüder auf die Ankunft vorbereiten. Vorläufig mußt du noch warten; denn es ist nicht leicht, unter Heiden als einziger Christ Glauben und Reinheit zu bewahren. Nicht wahr, du verstehst?“ —

„Ja, Vater, ich werde warten und meinen Glauben immer besser kennenlernen, um meinen Brüdern die Frohbotschaft vom Christkind zu bringen.“ Dann ging Daringo. Pater Franz schaute ihm nach. Er war stolz auf seinen jungen Freund. Das war Edelholz, hart, ja; wenn aber einmal zum Ebenbild Christi geschnitzt, dann war es unzerstörbar. Freilich, vorläufig durfte er nicht zurück in seine Heimat. Dazu war das Gotteswort noch nicht tief genug gewurzelt. Auch fürchtete Pater Franz, daß der Haß noch verborgen und unbewußt weiterglimme. Ein kleiner Windzug nur, und die alte Flamme lohnte von neuem auf, die junge Glaubenssaat in Daringos Seele zu versengen.

Mitternacht.

Vom Turme der Missionskirche sangen die Weihnachtsglocken.

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Dusttschwere Winde wehten die Feierklänge durch die schweigenden Lande. Leise neigten sich die Wipfel der Palmen, und die Tiere der Wildnis horchten auf.

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Der Himmel Afrikas brannte wie ein Weihnachtsbaum in Millionen Sternenslichtern. Und über allem stand prangend und leuchtend das Kreuz des Südens.

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Von allen Seiten strömten die Schwarzen zusammen, jung und alt, Weihnachtsglück in Herz und Auge. Aber keiner freute sich so wie Daringo. In schneeweißem Gewande kniete er vorn im Chor vor der Krippe. Schon war das heilige Wasser über seine Stirn geflossen. Die Seele war blütenrein. Jetzt durfte das Christkind kommen.

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Mit heißen Augen blickte der Knabe auf das Kind, das vor ihm in der Krippe lag und ihm die Hände entgegenstreckte. War es nicht, als lächle es ihm zu: „Ich komme!“

Und es kam . . .

Das war die seligste Stunde. Innig hielt der Negerknabe seinen neuen Freund umschlingen. Das Herz des Jesuskindes schlug an Daringsos Herz.

Stille Nacht! Heilige Nacht!

8. Eine Begegnung.

Die Festtage waren vorüber. In gewohnter Weise zogen die Knaben und Mädchen singend in die Pflanzung. Diesmal waren es Weihnachtslieder, die von ihren Lippen kamen und in ihren Herzen noch nicht verklungen waren.

Eines Tages hörte man lautes Rufen und Lärmen an der Pforte der Mission. Kujagira, der Häuptling der Wakami, hatte eine Gesandtschaft von zwanzig Mann geschickt, um seine Sehnsucht nach Missionären zu bekunden. An der Spitze der Gesandtschaft stand ein Sohn des Häuptlings. Schnell trommelte Pater Franz die Musikkapelle seiner Knaben zusammen, um Seiner Königlichen Hoheit den würdigsten Empfang zu bereiten.

„Seht, ihr Männer der Wakami! Schon rüsten wir uns zum Zuge in euer Land. In wenigen Tagen brechen wir auf. Ihr sollt unsere Führer sein.“

„Das wollen wir“, entgegnete Kujagiras Sohn. „Kommt recht bald. Wir lieben die Weißen. Aber jetzt haben wir Hunger. Die Eile, zu dir zu kommen, ließ uns das Essen vergessen.“

Pater Franz schmunzelte. Die Neger und Eile? Und dabei noch das Essen vergessen? Nun ja! Pater Franz hütete sich aber wohl, seine berechtigten Zweifel auszusprechen, um Seine Königliche Hoheit nicht zu verletzen.

In einem großen Saale nahmen die hungrigen Gäste Platz, langten eifrig zu und nekten ihre trockenen Kehlen mit Pombe.

„Hei, wie das schmeckt!“ meinte Kujagiras Sohn und schnalzte mit der Zunge, machte einen Luftsprung, strich befraglich mit der Hand über den Leib und griff von neuem zu. „Ihr braucht gar nicht zu eilen mit der Ausrüstung der Karawane. Sonst



Brigadepfarrer zu Pferde beim St.-Georgs-Mitt der Wiener Artillerie. (Atlantic.)

werdet ihr zu müde und könnt die Anstrengungen des Weges nicht aushalten.

„Hast du gehört?“ flüsterte Daringo dem Pater ins Ohr. „Wir sollen langsam machen, damit sie ordentlich essen und trinken können. So etwas bekommen sie nicht alle Tage.“ Ringsherum licherten die Kinder, die sich in den Saal gedrängt hatten, um sich an der Fütterung der wilden Gäste zu ergötzen. Diese ließen sich aber nicht einschüchtern. Im Gegenteil! Sie faßten das Richern und Lachen der Kinder als Ermunterung auf, und ihr Appetit wuchs mit jedem Augenblick. Dem Pater Franz wurde die Sache doch zu bunt. Er fürchtete allmählich um die Gesundheit seiner Gäste und jagte die lose Negerjugend ins Freie. Jubelnd und kreischend flogen sie durch Tür und Fenster und umtanzten jauchzend das Haus.

„O Mutter“, dachten die hungrigen Gäste bei sich, „was sind die Weißen doch gute Leute!“

Nach beendetem Mahle überreichte Pater

Franz dem Häuptlingssohn ein Ehrengeschenk, eine Glasperlenkette und ein Geldstück.

„Hast du noch mehr?“ bedankte sich Kujagiras Sohn, sichtlich gerührt über diese Freigebigkeit des Vaters. Pater Franz biß sich auf die Lippen, um nicht über diese Unversfrorenheit laut loszulachen. „Rein, Königliche Hoheit! Wenn wir bei deinem Vater eingetroffen sind, sollst du ein zweites Geschenk erhalten. Jetzt müssen wir die Karawane fertig machen.“

„Oh, warum so eilig?“ meinte der Neger. „Es gefällt uns hier sehr gut.“

„Blaube schon“, dachte Pater Franz. „Und wenn wir noch lange mit dem Abmarsch warten, dann fressen mir diese Heuschrecken die ganzen Pflanzungen kahl.“

Kujagiras Leute verlebten unvergeßlich schöne Tage. Pater Franz aber rüstete zum Abmarsch. Fünzig Träger waren gemietet, meist Heiden und Mohammedaner. Große Leinwandstücke wurden mitgenommen, ebenso zahllose Glaswaren, um sich damit von den Eingeborenen Lebensmittel zu erhandeln. Die einzelnen Pakete wurden in Matten gebunden, um sie vor Nässe zu schützen. Hierauf ging es ans Einpacken der Lebensmittel und Küchengeräte. Dann kamen alle möglichen Reisegegenstände: Bettdecken, Wasserfäßchen, Werkzeuge, Hacken, Arzneimittel und ein großes Reisezelt. Überdies empfahl es sich, Gemehre mitzunehmen, da es durch feindliche Völkerschaften ging. Daringo packte noch den Meßkoffer ein. Die Träger wurden im voraus entlohnt, und die Reise konnte beginnen.

Am andern Morgen erklang das Antilopenhorn. Die Karawane brach auf — zum größten Leidwesen von Kujagiras Leuten. Außer Pater Franz ging noch Pater Augustin mit. Er sollte später in der neuen Station zurückbleiben. An der Spitze schritt Kujagiras Sohn mit seinen zwanzig Leuten. Ihnen folgten die fünfzig Träger. Den Zug beschloßen Pater Franz, Pater Augustin und Daringo. Alle drei ritten auf Maulseln.

Der Weg führte über Flüsse und Berge. Bald weitete er sich zu herrlichen, wildreichen Steppen, bald schlängelte er sich durch üppige, hügelige Parklandschaften, wo kleine Wäldchen mit saftig grünen Rasen-

plätzen abwechselten, bald aber wurde der Pfad bedenklich eng. Nur einen Meter hoch zog er sich unter dichtem Gestrüpp dorniger Baumäste hin. Die drei stiegen von ihren Reittieren. Halb gehend, halb kriechend ging es voran. Jeden Augenblick riß ein Stück vom Kleide ab. Da fiel ein Träger, dort blieb ein Paket hängen, und die ganze Karawane geriet ins Stocken. Aber auch diese Strecke wurde überwunden. Und weiter ging's, immer weiter ins Herz des dunklen Erdteils.

Großartig waren die Waldnächte. Wenn die Sonne untergegangen und die plötzliche Dämmerung hereingebrochen war, wenn die ersten Silberfäden des Mondlichtes das Laubwerk durchglänzten, dann schien sich das Schweigen der leblosen Wüste auf den lebensreichen Wald herabzusinken. Und dennoch hörten die Wanderer das geheimnisvolle, nächtliche Weben der Tropenwälder. Es war nicht das Blätterrauschen, nicht das Fluchen eines Vogels zum Nest, nicht das Summen der Insekten in der Luft. Es war vielmehr dieses alles leise und heimlich ineinander tönend wie zu einem einzigen anschwellenden und abnehmenden Hauche, als atme schlafend der Wald. Dann rückten die Träger enger am Feuer zusammen und erzählten sich mit gedämpfter Stimme Gespenstergeschichten. Was einer vom Treiben der Waldgeister erzählt zu haben glaubte, gab er jetzt zum besten. Daringo aber träumte von seiner Heimat und den schattigen Bananenhainen. —

Endlich erreichte die Karawane den Gueringere. Die Ufer waren malerisch und belebt. Bunt schillernde Eisvögel hockten im Röhricht und schaukelten sich auf dem dicken Schilfrohr. Das farbenprächtige Giesieder glänzte in der Sonne. Wilde Gänse und Enten saßen auf den Uferfelsen, in deren Klüften üppige Rosensträucher verborgene Nester trugen. Fern im Osten schimmerten die blaugrünen Berge des Urugurugebirges. Das Land der Wasami begann. Kujagiras Sohn eilte der Karawane voraus, um dem Vater die Ankunft der Weißen zu melden.

Noch einige Tagereisen, und sie trafen in Turungu, dem Dorf des Häuptlings Kujagira, ein. Dieser war mit allen Bewohnern den Ankommenden entgegengezogen, und Gewehrsalven empfingen die Gäste.

Die Karawane machte halt. Die Träger warfen das Gepäck zu Boden. Vater Franz und Vater Augustin stiegen von den Tieren und begrüßten den Häuptling. Auf Kujagiras Wink trat eine alte, geschmückte Negerin vor, eine Stegreifdichterin, und sang und tanzte und dichtete wohl eine halbe Stunde lang: „Ha, welch ein Glück! Welch ein Glück! Wir sehen Weiße! Was die Väter unserer Väter nicht gesehen haben, das sehen wir. Die Mutter meiner Mutter und die Mutter der Mutter meiner Mutter und alle Mütter meiner Mutter haben nicht gesehen, was unsere Augen sehen. Ehre den Weißen! Sie sind unsere Freunde! Willkommen! Willkommen! Sie sollen sich als Freunde fühlen! Mein, ihr seid nicht Fremde unter uns! Zeigt uns den Geist der Weißen! Hoyo, hoyo, ho! O ja, das Land gehört euch. Ehre den Weißen und Achtung, die kommen, damit wir sehen, was der Vater unseres Vaters und die Mutter unserer Mutter nicht gesehen haben.“ Zugleich streute die Sängerin und alle Bewohner Hände voll Reis gegen die Gäste, daß bald der ganze Boden weiß beschneit war.

Am Rande des Dorfes stellte der Häuptling seinen Gästen eine Hütte zur Verfügung. Die drei richteten sich so gut wie möglich ein. Ausrufer zogen durch das Dorf und verkündeten unter dem Lärmen und Schreien der schwarzen Dorfjugend, die sich um den Ausrufer herum balgten und prägeln: In der Nähe der Hütte der Weißen dürfe niemand stehen bleiben. Wer dort vorbeigehe, müsse husten, damit es nicht scheine, als spioniere er. Wer das nicht tue, den dürften die Weißen erschießen.

Am folgenden Morgen trafen Geschenke von einem Araber ein, der sich Makkaram nannte. Kurze Zeit darauf erschien er selbst und bot den Missionaren mit verdächtiger Höflichkeit seinen Schutz und seine Dienste an. Er trug einen goldberbrämten arabischen Mantel, einen Turban und im Gurt einen leichtgekrümmten Dolch. Eine Schar bewaffneter Sklaven begleitete ihn.

„Wir danken für den Schutz. Aber die Neger sind unsere Freunde, und wir brauchen deine Hilfe nicht.“ Mit diesen Worten wies Vater Franz kurz und friedlich den aufdringlichen Fremden ab.

„Wer ist dieser Makkaram?“ fragte er nachher den Häuptling.

„Kujagira ist nicht Makkarams Freund“, entgegnete der Häuptling, „und Makkaram ist nicht Kujagiras Freund. Er tut so, als sei er hier Herr im Lande. Fängt Menschen und schickt sie an die Küste.“

„Und ihr wehrt euch nicht?“

„Können nicht! Makkaram hat viele hundert Soldaten und noch mehr Donnerbüchsen.“

„Ihr habt doch auch Donnerbüchsen. Die Berge ringsum hallen ja noch wider von dem Echo eurer Begrüßungsalben, die gestern zu unserer Ehre erdonnerten!“

„Ach“, lächelte Kujagira über diese Schmeichelei, „meine Leute schießen laut, daß die Berge dröhnen. Aber die Pfeile und Lanzen treffen besser. Was können wir also machen? Er droht mir mit Feuer und Verwüstung, wenn ich ihm keine Träger zur Verfügung stelle, die ihm das erjagte Elfenbein in langen Karawanen zur Küste schleppen. Von Bewaffneten werden sie begleitet, und die Milpferdpeitsche ist ihre Hauptspeise. Von den Trägern sah ich noch niemanden wieder. Kurz vor der Küste werden sie an Ketten gebunden und samt den Elefantenzähnen auf dem Markt verkauft. Wir können nichts machen. Schwarzes und weißes Elfenbein muß der Neger liefern. Das ist sein Fluch. Und“, fügte Kujagira hinzu, „besser ist es, daß ich freiwillig einige unserer Leute in die Sklaverei schicke, als daß der Araber unsere Hütten verbrennt, unsere Felder verwüstet und alle Männer und Frauen und Kinder als Sklaven an die Küste führt.“

Vater Franz gab dem Häuptling recht. Die Araber und der Islam sind Afrikas größter Fluch. Dann sagte er tröstend: „Nun, Kujagira, solange wir hier sind, wird Makkaram es nicht wagen, von dir Leute als Träger und Sklaven zu fordern. Denn er weiß, daß die Weißen, die jetzt Herren des Landes sind, die Sklaverei unter Todesstrafe verboten haben, und daß wir bei dem geringsten Vergehen seinerseits ihn zur Anzeige bringen.“

„Siehst du, Weißer! Gerade darum kam Makkaram und brachte dir die Geschenke, damit du schweigst zu seinen Schandthaten. Und darum rief ich dich, damit du uns

schützeſt vor der Sklavenpeitsche der Araber!"

Am andern Tage führte Kujagira in Begleitung ſeiner Krieger die Patres auf den Platz, wo ſie ihre Station errichten ſollten. kaum hatten ſie das Dorf verlaſſen, da geſellte ſich ihnen Maſſkaram zu mit einigen Bewaffneten. Sie gingen das linke Ufer des Ruvu entlang, biß ſie an einen hohen Baum kamen. Kujagira blieb ſtehen. An den mächtigen Stamm gelehnt, beſchrieb er mit einer Haltung voll Ruhe und Würde den Boden, der Eigentum der Weißen werden ſollte. Da unterbrach ihn plötzlich die zornige Stimme Maſſkarams: „Waß du verſchenken willſt, gehört nicht dir. Mein iſt eß, und ich allein kann eß verſchenken!“

Wie ein gereizter Panther ſchnellte Kujagira in die Höhe, ermutigt durch die Nähe der Weißen: „Schändliche Schlange, ſpei nur dein ſcheußliches Gift! Wie? Mir gehört nicht, waß alle Zeit Eigentum meiner Väter war und waß ich ererbte? Von morgen an gehört der Grund und Boden hier den weißen Männern. Daß iſt Kujagiraß leßtes Wort!“

Maſſkarams Augen funkelten und ſeine Hand griff zum Dolch. Die drohende Gebärde der Leute Kujagiraß und die Anweſenheit der Weißen zwangen ihn jedoch, ſeinen Grimm zu verbeißen. Er wandte den Rücken und rief: „Ihr werdet noch einmal von mir hören! Daß iſt auch Maſſkarams leßtes Wort!“ Und er verſchwand im Dickicht deß Waldes.

Nach dieſem Zwischenfall nahm Pater Franz daß Holzkreuz, daß Daringo gezimmert hatte, und trug eß auf einen nahen Hügel. Die Schwarzen folgten wie bei einer Prozeſſion. Voran ſchritt Daringo und ſang mit heller Stimme den Kreuzeßhymnuß:

„Deß Königs Banner mallt hervor,
Hell leuchtend ſtrahlt daß Kreuz empor,
Daran daß Leben litt und ſtarb
Und Leben durch den Tod erwarb.“

Auf dem Gipfel deß Hügels wandte ſich Pater Franz um und ſegnete mit dem Kreuz den Häuptling, die Krieger und daß ganze

weite Land der Waſami. Dann wurde eine kleine Grube gegraben und daß Kreuz aufgerichtet, alß Wahrzeichen einer ſchöneren Zukunft. Ernßt und ergreifend klang die lezte Strophen deß Liedes, vom Morgenwind über Wälder und Wieſen getragen, biß hinein in die hohen Berge:

„O Kreuz, du unſre Hoffnung biß!
Gruß dir in dieſer Leidenszeit . . .!“

Staunend und ehrfürchtig ſchweigend lauſchten die Schwarzen den fremdartigen Lauten und Tönen. Ein leißeß Ahnen durchzog die wilden Herzen der Krieger.

In den nächſten Tagen war daß ganze Dorf auf den Beinen. Jeder wollte den Weißen helfen. Der Wald wurde gerodet und ein kleineß Nothauß aus Holz errichtet mit zwei Zimmern und einem beſcheidenen, offenen Kapellchen, an daß ein dritteß Zimmer alß Sakriſtei angebaut war. Hier hatte Daringo ſein Königreich. Dann begann man mit dem Bau einer Schule und einer größeren, geſchloſſenen Kapelle. Künftig ſchritt die Arbeit voran. Nichtß ſtörte den Frieden, Maſſkaram war nicht wieder erſchienen. Nur einer machte dem Pater Franz große Sorgen — Daringo.

Er war ſeit der Ankuft in Tunungu ein anderer geworden. Ernßt, faß düſter, mit gepreßten Lippen ſchlich er umher und mied den forſchenden Blick deß Paters. Einſam durchſtreifte er die Wälder. Er lachte kaum, und nur ſelten kam ein Wort auß ſeinem Munde. Dunkel glühte ſein Auge, alß brenne ein Vulkan in ſeinen Tiefen. „Iß eß Heimweh, daß ihn quält?“ dachte Pater Franz. Ein ſchweres Geheimniß ſchien auf ſeinem Schützling zu laſten. Waß mochte er haben?

Daringo fand keine Ruhe mehr. Etwas Furchtbares verfolgte ihn. Bei Tag und Nacht ſtand eß hinter ihm, dießeß Unheimliche, daß ihn mit dämoniſcher Gewalt in ſeinen Bann ſchlug. Ihn graute. O, er kannte den Maſſkaram! Der rote Bart und die Narbe, die ſein Geſicht durchfurchte, hat ihn ſoſort verraten. Eß war Bumboma, der Sklavenjäger.

(Fortſetzung folgt.)